Der Domherr.

Historischer Roman

von

J. D. H. Temme.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.



Erstes Kapitel.

Abenteuer des Domherrn auf einer Reise von Düsseldorf bis in das Hessenland durch die westfälischen Haiden.

Durch die weiten, fast unabsehbaren westfälischen Haiden fuhr eine vierspännige Extrapost.

In dem Wagen saß ein einzelner Herr. Es war ein kleiner Mann, etwas stark, mit krausen grauen Haaren, blitzenden Augen, einem lebhaften Gesichte. Er konnte im Anfange der sechziger Jahre stehen, schien aber noch rüstig zu sein wie ein Vierziger. Er trug einfache graue Sommerkleidung, auf der Brust ein Domherrnkreuz.

In einem Coupé hinter dem Wagen saß ein Bedienter, gleichfalls ein ältlicher Mann.

Es war früher Morgen, aber die Sonne brannte schon heiß; sie war seit einer Stunde und länger aufgegangen.

Es war am fünfzehnten Juni des Jahres Eintausend achthundert und fünfzehn.

Die Pferde der Extrapost liefen im scharfen Trab,

fast im Galopp über die trockene, ebene Heide dahin. Wenn sie sich Ruhe gönnen wollten, hieb der Postillon immer von neuem auf sie ein.

Er hatte seinen Grund dazu.

„Fährst Du die Meile in einer halben Stunde, Schwager", hatte der kleine Herr mit dem Domherrnkreuze zu ihm gesagt, „so bekommst Du außer Deinem gesetzlichen Trinkgelde einen Kronthaler."

Da hätte der Postillon für sein Leben an der halben Stunde keine halbe Minute versäumen mögen.

Auch der kleine Herr hatte seinen Grund, daß die Pferde in der Meile eine halbe Stunde zurücklegen sollten.

Er hatte am Abend vorher zu Düsseldorf, wo er wohnte, zu derselben Zeit zwei Briefe erhalten.

„Ah, ah, von Gisbert", hatte er gerufen, als er die Aufschrift des ersten sah. „Und aus Namur, vom Kriegsschauplatze! Gestern Abend aufgegeben, am dreizehnten. Da wird man ja endlich etwas erfahren. Seit vierzehn Tagen stehen sich die Armeen kampfbereit gegenüber, und man hat noch nicht einmal von einem Vorpostengefecht gehört, wo die ganze Welt auf eine entscheidende Schlacht wartet. Die Welt ist zwar einfältig genug, doch es ist nun einmal so."

Indeß, ehe er den Brief öffnete, warf er einen Blick auf die Aufschrift des zweiten.

„Ha, ha, von der Gisbertine?“ rief er. „Das ist ja ein sonderbares Zusammentreffen! Und was mag sie wollen? Gerade heute? Gewissensbisse?

Er legte doch den ersten Brief, den von Gisbert vom Kriegsschauplatze, zurück und erbrach und las zuerst den zweiten, von der Gisbertine, von der er meinte, sie könne Gewissensbisse haben.

Er mußte sich hierin getäuscht haben.

„Zum —“ sagte er.

Das Domherrnkreuz auf seiner Brust ließ ihn wohl den Fluch nicht vollenden, den er auf der Zunge hatte. Aber ärgerlich fuhr er fort:

„Uebermorgen Nachmittag in Paderborn, und wenn da nicht, zum Abend in Hofgeismar! Da haben wir die ganze rücksichtslose Gisbertine. Und ich dachte an Gewissensbisse! Die! Aber der Alte ist bei ihr — mit seinen Wunden! Und — und — lesen wir auch den andern Brief.“

Er öffnete und las den andern Brief, und er las lange daran und sprach dazwischen und schüttelte den Kopf und wurde wieder ärgerlich und schüttelte wieder den Kopf.

„Der arme Junge! Also sie stehen wirklich vor einer Schlacht! Einer Hauptschlacht! Vielleicht schon heute! Gewiß morgen, am fünfzehnten! Wenn der brave



Bursche todtgeschossen würde! Und wofür? Von Freiheitskrieg sprechen sie! Wen wollen sie denn befreien? — Und wer hätte ihn in den Tod gejagt? Sie! Sie! — Ha, was ist das? — Frau? Kind? In Wesel soll ich Nachricht erhalten! Und wenn da nicht, in Warendorf. Und unterbringen! Ich? Ich soll anderer Leute Frauen und Kinder unterbringen? Wie ein Narr mit ihnen durch die Welt ziehen? Es paßt hübsch zu dem Domherrnkreuze! — Aber in Noth! Und es hat Eile! Ja, ja, und auch die Gisbertine hat es eilig! Wer soll warten? Die eine in Noth! Die andere wird mir die Augen auskratzen und dem alten General ein neues Wundfieber an den Hals ärgern! — Ha, und nun das Testament noch! Was mag darin stehen? Aber was geht das mich an? Wie richte ich nur das Andere ein?"

Er durchmaß mit großen Schritten sein Zimmer, doch nicht lange. Er schien bei seiner Lebhaftigkeit auch der Mann des raschen Entschlusses zu sein.

Er zog eine Klingelschnur.

Sein alter Bedienter erschien.

„Johann, ist der Reisewagen fertig?"

„Zu Befehl, Hochwürden Gnaden."

„Bestell' vier Extrapostpferde. In einer Viertelstunde müssen sie hier sein."

„Wohin, Euer Gnaden?"

„Nach Wesel."

„Nach Wesel?"

„Kümmere Dich um Deine Sachen, und meine pack' ein."

„Werden Hochwürden Gnaden lange ausbleiben?"

„Sechs Wochen, acht Wochen, wie es kommt. Wir gehen nach Hofgeismar."

„Euer Gnaden wollten ja erst später hin."

„Ich fahre jetzt. Mach' Dich fertig!"

Der Bediente ging.

Der Domherr ordnete in seinen Papieren, nahm Geld, verschloß Secretäre und Kommoden, kleidete sich für die Reise an. Alles ging rasch, wie im Fluge, und doch nicht übereilt. Er war fertig, als der alte Diener wieder in das Zimmer trat.

„Hochwürden Gnaden, der Wagen ist angespannt."

„Und die Koffer?"

„Gepackt und aufgeschnallt."

„Und Du?"

„Reisefertig, wie Euer Gnaden sehen."

„Und der Hauswirth?"

„Benachrichtigt und instruirt."

„Komm."

Er verließ das Zimmer, das Haus.

Der Diener folgte ihm.

Draußen auf der Straße hielt der mit vier Extrapostpferden bespannte Wagen.

Der Domherr stieg hinein.

Der Bediente setzte sich hintenauf in das Coupé des Wagens.

Der Domherr sagte zu dem Postillon:

„Schwager, wenn Du die Meile in einer halben Stunde fährst, so bekommst Du außer Deinem gesetzlichen Trinkgeld einen Kronthaler, sonst nichts, als was Dir zukommt. Du kannst es Deinem Nachfolger auf der nächsten Station sagen, und der kann es weiter sagen, soweit ich fahre."

Der Postillon hieb auf seine Pferde, und Pferde und Wagen flogen dahin, daß man meinte, der Wagen oder die Straßen Düsseldorfs müßten einbrechen. Aber der Reisewagen des Domherrn war gut, und auch die Straßen Düsseldorfs sind es.

Um zehn Uhr abends war der Domherr in Wesel.

„Frische Pferde, nach Münster hin, in einer Viertelstunde", bestellte er.

„Wo wohnt hier die Kriegsräthin Fahrner?" fragte er dann.

Man nannte ihm eine Straße.

„Weit von hier?"

„Fünf Minuten."

„Führen Sie mich hin."

Er wurde hingeführt zu einem kleinen alten Hause in einer engen Nebengasse.

Das Haus war verschlossen; die Bewohner lagen schon im Schlafe, wenigstens meist; er mußte eine Klingel ziehen, dann lange warten.

„Wie kann man so früh schlafen gehen?" schalt er. „Und gar am Rhein und in einer so schönen Sommernacht? Aber was ist hier der Rhein und die Sommernacht? Gott erbarme sich über all den Jammer, die Schmerzen, das Blut, das Elend, die Verzweiflung, die diese Nacht begräbt!"

Die Thür wurde geöffnet.

„Wer ist da?" fragte eine verschlafene Magd.

„Wohnt hier die Kriegsräthin Fahrner?"

„Ja."

„Zu Hause?"

„Ja, aber zu Bett."

„Dienen Sie bei ihr?"

„Ja."

„Wecken Sie sie."

„Sie wollen sie sprechen?"

„Warum würde ich sie sonst wecken lassen?"

„Ihr Name?"

„Ein Fremder."

Die Magd ging kopfschüttelnd in das Haus zurück und ließ die Thür offen stehen.

Der Domherr folgte ihr eine Treppe hinauf.

Oben mußte er wieder warten.

Er schalt nicht wieder.

„Die arme Frau!“ sagte er. „Vielleicht hat sie sei langer Zeit zum ersten Male einen ruhigen Schlaf. Ich störe ihn ihr für lange Zeit.“

Die Magd kam zurück.

„Treten Sie hier ein. Die Frau Kriegsräthin wird sogleich kommen.“

Sie führte ihn in ein kleines Stübchen.

Es waren wenige, alte und veraltete Möbel darin, aber Alles war sauber und ordentlich. Es war so recht ein kleines bürgerliches Zimmer einer kleinen Beamtenfamilie, vielleicht einer Beamtenwittwe.“

Kriegsrath war damals in Preußen ein Titel für Secretäre und andere Subalternbeamte der Militärbehörden.

Eine ältliche Frau erschien, gedrückt, etwas leidend.

„Frau Kriegsräthin Fahrner?“ fragte der Domherr.

„Mein Name, mein Herr. Und wen habe ich die Ehre?“

„Mein Name thut nichts zur Sache, wenigstens vorläufig nicht. Madame, Sie sind Wittwe?“

„Schon seit länger als Jahresfrist."

„Sie haben eine Tochter? Agathe heißt sie —"

Die Frau sah ihn erschrocken an.

„Mein einziges Kind!" sagte sie.

„So! Ist sie bei Ihnen?"

„Nein."

„Haben Sie Nachricht von ihr?"

„Haben Sie welche, mein Herr?" fragte die Frau rasch, mit angehaltenem Athem.

„Nein! Ich wollte mich eben bei Ihnen nach ihr erkundigen."

„O mein Gott!" rief schmerzlich die Wittwe.

„Erzählen Sie mir von ihr, Madame", sagte der Domherr.

Die Frau sah ihn zweifelhaft an.

„Sie können es wagen, Madame", sagte er. „Ich suche Ihre Tochter, um für sie zu sorgen, und mich dünkt, ich sehe nicht aus wie ein Spitzbube."

Die Frau sah ihn an.

Der kleine Domherr hatte trotz seiner krausen Haare und blitzenden Augen Stolz und Adel und zugleich etwas Gutmüthiges in seinem Wesen.

Sie vertraute ihm.

„Mein armes Kind ist schon seit langer Zeit verschwunden", sagte sie.

„Sie haben gar keine Nachricht, keine Spur von ihr?"

„Nicht die geringste."

„Sie ist oder sie war verheirathet?"

„An einen sehr braven Mann, den Regierungsrath Mahlberg. Sie lernte ihn in Breslau kennen, wo er Assessor und mein Mann Secretär bei der Regierung war. Als er Regierungsrath wurde, heiratheten sie sich."

„Wann war das?"

„Vor jetzt drei Jahren, im Sommer 1812."

„Die Beiden liebten sich?"

„O mein Herr, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr, und wie glücklich sie in ihrer Liebe waren."

„Und wie lange dauerte dieses Glück? Erzählen Sie weiter, Madame."

„Im Februar 1813 begann der Krieg mit den Franzosen. Der König erließ jenen Aufruf an alle waffenfähigen Männer Preußens. Mein Schwiegersohn Mahlberg war einer der ersten, die ihm folgten. Seine Frau blieb bei uns in Breslau zurück. Unsere Truppen siegten. Die Franzosen wurden über den Rhein gejagt. Der König erhielt seine Länder zurück, die ihm Napoleon entrissen hatte, auch seine westfälischen Provinzen. Die alten Behörden wurden darin wieder eingesetzt. Mein Mann kehrte hierher nach Wesel als Kriegsrath bei der Intendantur zurück. Mahlberg wurde zur Belohnung seines

Muthes, den er im Felde bewiesen, mit Gehaltserhöhung bei der wieder eingesetzten Regierung zu Minden angestellt. Er erhielt nach der Schlacht bei Leipzig von seinem Regiment einen kurzen Urlaub, um seine neue Stelle zu übernehmen und zugleich seine Frau nach Minden zu bringen. Zu uns nach Wesel mochte er sie nicht führen, der Lazarethtyphus herrschte hier; mein armer Mann wurde bald ein Opfer der verheerenden Krankheit. In Breslau, wo wir sehr eingezogen gelebt und wenige Menschen gekannt hatten, mochte er sie nicht allein zurücklassen. Meine Tochter war freilich auch in Minden nicht glücklich. Sie war getrennt von dem Manne, den sie liebte; sie mußte bald die Nachricht von dem Tode ihres Vaters erhalten. Sie schrieb in der ersten Zeit oft an mich, später seltener. Auf einmal bekam ich gar keine Nachricht mehr von ihr. Es war sehr kurze Zeit vor Beendigung des Kriegs. Am 31. März vorigen Jahres waren unsere Truppen in Paris eingerückt. Der Krieg war damit zu Ende. Vierzehn Tage später war mein Schwiegersohn hier bei mir. Er fragte nach seiner Frau. Auch er hatte seit langer Zeit keine Nachricht von ihr gehabt, schon seit Weihnachten nicht mehr. Er hatte bald nach der Einnahme von Paris Urlaub genommen und war nach Minden gereist, hatte sie aber nicht mehr dort gefunden. Sie war seit längerer Zeit fort; sie war plötzlich

abgereist; warum, wohin, wußte Niemand. Sie war in der letzten Zeit sehr still und traurig gewesen und hatte fast keinen Menschen gesprochen. Mein Schwiegersohn hatte acht Tage lang nach ihr geforscht, gesucht in der Umgegend von Minden, bei allen Bekannten. Er fand sie nirgends, Niemand konnte ihm etwas von ihr sagen. Sie war und blieb spurlos verschwunden. Da kam er zu mir. Auch ich wußte nichts von ihr. Er hatte keine Ahnung, warum sie sich entfernt habe, wo sie sein möge; auch ich hatte keine. Ich hatte nicht einmal einen Anhalt, um mir Gedanken darüber machen zu können. Er sprach nicht darüber. Er mußte zu seinem Regiment nach Frankreich zurück. Ich hörte dann auch von ihm nichts mehr. Von meiner Tochter bringen Sie seitdem mir die erste Nachricht. Aber Sie haben ja auch keine?"

Die Frau sprach die letzten Worte ängstlich fragend.

Der Domherr hatte ihr schweigend zugehört.

„Nein", sagte er.

„Aber etwas müssen Sie doch wissen, mein Herr?"

„Ich habe nur den Auftrag, mich nach ihr zu erkundigen und, wenn sie in Noth ist, ihr zu helfen."

„Von wem?"

„Von Jemand, den Sie nicht kennen."

„Der aber mein Kind kennt?"

„So wenig wie ich. Leben Sie wohl, Madame."

Die Frau hatte weinend ihr Gesicht verhüllt.

Der Domherr hielt seinen Schritt an.

„Madame, wenn ich Nachricht von Ihrer Tochter erhalte, theile ich sie Ihnen mit.“

„O mein Herr, wie werde ich Ihnen dankbar sein!“

„Hm, hm“, sagte der Domherr draußen auf dem Rückwege zur Post, „ein Räthsel liegt da vor. Wird es das Räthsel eines Verbrechens sein? Hole der Kukuk diesen Krieg! Auch der Junge, der Gisbert! Und die Gisbertine!“

Seine Pferde standen bereit. Er fuhr mit seinem alten Diener weiter, in die tiefere Nacht hinein.

Er konnte ein paar Stunden schlafen.

Als er erwachte, war eben die Sonne aufgegangen.

Er war mitten in einer jener langen und langweiligen Haiden, durch welche die schon vom Kaiser Napoleon angelegte große Chaussee von Wesel nach Münster und weiter läuft.

Die Sonne war an dem klarsten, reinsten Himmel aufgegangen; kein Wölkchen zog ihr vorher, folgte ihr. So stand sie voll hinten am Rande der unabsehbaren Haide, in gerader Richtung vor dem Domherrn, als er erwachte. Er fuhr von Westen nach Osten. Sie stand dunkelroth vor ihm und so groß; sie sah ihn an wie ein gigantisches Blutgesicht.

Er mußte sich schütteln. Ein Grauen erfaßte ihn; die Morgenkälte trat hinzu.

„Heute ist ja der fünfzehnte. Gewiß heute werde es zur Schlacht kommen, schrieb er ja. Sie werden früh an die heiße Arbeit gehen. Mit der blutigen Sonne da! Wie Mancher sieht sie zum letzten Male! Vielleicht in diesem Augenblick schon! Auch Gisbert? — Was schreibt er denn? Ich las den Brief nur eilig.“

Er hatte die beiden Briefe, die er gestern erhielt, zu sich gesteckt; er zog sie hervor. Er wollte sie nochmals lesen. Es vertrieb ihm ja auch die Zeit in der langweiligen Haide, in der er nichts sah als das graue Haidekraut. Nur von dem Briefe Gisbert's hatte er gesprochen. Aber die beiden Briefe staken beisammen, und um den einen zu lesen, hatte er den andern mit hervorziehen müssen, und als er sie beide in der Hand hielt, ging es ihm wieder wie am gestrigen Abende, er las wieder zuerst den Brief der Dame Gisbertine.

Er lautete:

„Lieber Onkel! Der Onkel Steinau ist noch immer von seinen Wunden nicht ganz genesen. Namentlich hat er in dem zerschossenen Beine noch sehr heftige Schmerzen und eine solche Schwäche, daß er auf zwei Krücken gehen muß. Die Aerzte wollen daher, daß er in ein Bad gehe. Sie wollten ihn nach Pyrmont schicken. Mir fiel etwas

Anderes ein. Du bist der langjährige Stammgast des Bades Hofgeismar und wirst auch in diesem Jahre wieder hingehen. Der Onkel Steinau bedarf ebenso sehr der Zerstreuung und Aufmunterung wie des Brunnenwassers. Denn daß er diesmal hat zurückbleiben müssen, daß er nicht wieder mit über den Rhein ziehen konnte, daß dort diesmal ohne ihn gekämpft wird, das ist es, was ihn krank, unglücklich, elend macht. In Pyrmont wäre er allein, ohne irgend einen Bekannten. In Hofgeismar bist Du mit Deiner Liebe, Deiner Freundschaft, Deinem Humor. Ueberdies sehne auch ich mich, Dich, lieber Onkel, wiederzusehen. Ich soll nämlich den Onkel Steinau begleiten. Da fragte ich die Aerzte, ob Hofgeismar dieselben Dienste leiste wie Pyrmont. Sie sagten ja. Der Onkel Steinau war gleichfalls einverstanden. So gehen wir nach Hofgeismar, und da habe ich eine Bitte an Dich. Sie besteht darin, Dich so einzurichten, daß Du mit uns zusammen in Hofgeismar ankommst, damit Du, der Du Alles da kennst, für uns, die wir völlig unbekannt dort sind, Wohnung und was sonst erforderlich ist, besorgen kannst. Wir reisen heute von Berlin ab und werden am 15. dieses Monats um Mittag in Paderborn sein. An der Post dort wirst Du uns finden. Wir fahren von da zusammen weiter. Sollten wir nicht da sein, so haben wir einen andern

Weg genommen und werden dann um sieben Uhr abends in Hofgeismar eintreffen, wo wir Dich schon anwesend und ein Quartier, von Dir für uns bestellt, schon vorzufinden hoffen. Adieu, lieber Onkel, auf Wiedersehen. Deine Gisbertine. N. S. Verzeih', daß ich so spät, unmittelbar vor unserer Abreise, an Dich schreibe. Ich war vorher zu viel mit Einpacken beschäftigt."

Das war der Brief Gibertinens.

Der Domherr ärgerte sich doch wieder, als er ihn gelesen hatte.

„Diese Rücksichtslosigkeit! Als sie mit ihrem Einpacken fertig war, da war es noch Zeit genug, an mich zu schreiben, mich zu ihrem Reisekurier, ihrem Commissionär zu machen. Ich kann nun Tag und Nacht len, mich rädern lassen in diesen alten westfälischen aiden, auf jeder der vierzig Stationen einen Kronthaler rinkgeld bezahlen, damit sie mit Bequemlichkeit ihre chen einpacken konnte. Und von dem Gisbert kein Wort. Und sie hat doch den armen Menschen — o, sie at kein Herz. Sie kann nur die Leute tyrannisiren. Der arme Steinau! Was er gewollt hat, darauf am es nicht an. Sie wollte nach Hofgeismar, da nußte er mit. Und was will sie in dem kleinen ade? Sie habe eine Sehnsucht nach mir? Hätte Sie doch noch ein Gewissen? Also auch ein Herz?

Herz — Gewissen — ha, was ist denn das eine, was das andere? [illegible]sen wir den zweiten Brief."

Er le[illegible] zweiten Brief.

De[illegible] lautete folgendermaßen:

"[illegible]er Onkel Florens! Wir gehen hier ernsten S[illegible]en entgegen; wir stehen unmittelbar vor ihnen."

Er unterbrach sich in seinem Lesen.

Die Sonne war höher, der Tag war heller heraufgestiegen. In der Haide, die anfangs leer gewesen, sah man schon einzelne Menschen. Es waren geringe Bauersleute und Arbeiter aus den vereinzelt am Wege gelegenen kleinen Häusern oder auch den Dörfern, die in weiterer Entfernung aus der Haide hervorblickten. Sie waren mit Hacken, mit Schaufeln, mit Körben und kleinen Handwagen da, zum Stechen und Hauen von Plaggen, die zum Dünger ihrer Gärtchen, zum Heizen, zu Anderem gebraucht werden sollten. Männer und Frauen und Kinder waren da; die Frauen hatten die Säuglinge mitgebracht, in den Armen, in den Körben, den kleinen Handwagen. Die ersten, die man an dem kaum erwachten Morgen so sah, waren noch auf dem Wege zu der Arbeit. Eine Strecke weiter waren sie schon am Arbeiten. Die fleißigen armen Leute waren alle gleich früh aufgestanden. Weiterhin sah man sie zugleich in sonderbaren Gruppen.

Sie hatten die Arbeit aufgegeben; die Männer lagen lang auf der Erde, neben ihnen die Knaben; sie hatten das Gesicht fest auf den Boden gedrückt; so lagen sie regungslos. Die Frauen standen dabei; sie blickten unverwandt nach den Männern.

Das sah der Domherr, als er angefangen hatte den zweiten Brief zu lesen. Er wurde aufmerksam, es kam ihm so sonderbar vor; er unterbrach sich im Lesen.

„Was haben die Menschen, Schwager?“ fragte er den Postillon.

„Ich weiß es auch nicht, Euer Gnaden.“

„Es scheint, als wenn sie nach etwas horchten.“

„Es ist möglich; auf der Haide hört man weit.“

„Frage sie, Schwager.“

Der Postillon hielt bei der nächsten Gruppe an.

Drei Männer lagen auf der Erde, zwei Knaben neben ihnen; zwei Frauen standen dabei, kleine Kinder auf dem Arm. In den Gesichtern der Frauen las man das bleiche Entsetzen.

„Was gibt's da, Ihr Leute?“ fragte der Postillon.

„Es wird geschossen“, antwortete eine der Frauen.

„In der Erde?“

„Nein, weit da hinten.“

Sie zeigten zurück nach Westen.

Weit da hinten! Und sie waren doch so blaß, so voll Entsetzen!

Auch der Domherr wurde blaß.

Er riß die Wagenthür auf und sprang aus dem Wagen.

„Wo hört man es?" fragte er eine der Frauen.

„Hier überall", antwortete einer der Männer. „Legen Sie sich nur in das Haidekraut."

„Man fühlt es unter den Füßen", sagten die Frauen. „Die Erde zittert, wo man steht."

Es war wohl ihr eigenes Zittern.

Der Domherr legte sich auf die Erde und drückte das Ohr tief in das Haidekraut.

Zuerst vernahm er nur ein fernes, unbestimmtes Geräusch; es war wie ein dumpfes Gemurmel, tief unten im Grunde der Erde; es schien immer höher und näher heraufzukommen. Als aber dann sein Ohr sich mehr daran gewöhnt hatte, war es ihm, als wenn er da unten das Toben eines fernen schweren Gewitters hörte. Zuletzt unterschied er ganz deutlich. Es war nicht da unten, es waren nicht die entfesselten Elemente der Natur, die die alte Erde in ihrem Grunde aufwühlen und auseinander reißen wollten. Es war ein wilder Kampf, der hier oben geführt wurde, von ihren Bewohnern, von ihren Kindern gegen einander. Schlag auf Schlag fiel, der Donner schwerer Geschütze da hinten im Westen,

rollte fort in dem Schooße der dröhnenden Erde, rollte weiter durch die Hügel und Ebenen des wallonischen, durch die fruchtbaren Fluren des jülicher Landes, unter dem breiten Bette des alten Rhein hinweg, rollte weiter und weiter in dem losen, lockern Boden der stillen westfälischen Haiden.

Es war der Beginn des furchtbaren Kampfes, jener wilden, blutigen, mörderischen Schlachten, die vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Juni des Jahres 1815 von Charleroi bis nach Belle-Alliance zwischen den Franzosen auf der einen, den Deutschen und Engländern auf der andern Seite gekämpft wurden und in denen an hunderttausend Menschen todt oder verwundet die blutige Erde bedeckten.

Am fünfzehnten früh mit Anbruch des Tages war Napoleon plötzlich bei Charleroi gegen die preußische Vorhut losgebrochen; der erste Kampf begann. Das war der Donner der Kanonen, den man in einer Entfernung von mehr als fünfundzwanzig Meilen, unter der dröhnenden Erde fortrollend, in den westfälischen Haiden hörte. Der Kampf war an jenem ersten Tage kein entscheidender. Die Preußen wurden von der Napoleonischen Uebermacht bis Fleurus zurückgedrängt, allein der Plan des Kaisers, über Fleurus hinaus vorzudringen und so die Vereinigung der Preußen und Engländer zu verhindern, um sofort auf das Blücher'sche Corps allein

sich werfen zu können, scheiterte an dem tapfern Widerstande jener preußischen Vorhut unter Ziethen. Die Nacht gebot Waffenruhe.

Der folgende Tag, der sechzehnte Juni, war um so blutiger und unglücklicher für die Preußen; es war der Tag der Schlacht von Ligny; er kostete ihnen gegen zwanzigtausend Menschen.

Am siebzehnten war kein Kampf.

Am achtzehnten wurde die entscheidende Schlacht bei Waterloo oder Belle-Alliance geschlagen; sie vernichtete das französische Heer und das Glück des ersten Napoleon.

Der Domherr war bleich geworden wie die Frauen, die neben ihm standen.

„Mord! Brudermord!“ rief er. „Und wofür, wofür?“

Er sprang auf, in den Wagen zurück.

„Fort!“ rief er dem Postillon zu.

Dann saß er lange still in dem Wagen, der über die Haide wieder dahinrollte.

Sie kamen noch oft in der Haide an Menschen vorbei, die an der Erde lagen und bleich und entsetzt dem fernen Donner der Kanonen horchten. Bis Münster hin hatte man ihn an jenem Tage gehört, hörte man ihn am folgenden Tage und dann wieder am Tage der Schlacht von Belle-Alliance.

Nach langer Zeit nahm der Domherr den Brief

wieder hervor, den er zu lesen angefangen hatte. Er las ihn von neuem.

„Lieber Onkel Florens! Wir gehen hier ernsten Stunden entgegen; wir stehen unmittelbar vor ihnen. Für viele Tausende von uns werden, müssen sie die letzten sein; ein jeder von uns muß gefaßt darauf sein, daß er zu diesen Tausenden gehört. Auch ich bin es. Daß ich es mit der vollen Ruhe des Mannes bin, brauche ich Dir nicht zu sagen. Mit dieser Ruhe habe ich denn auch an die Bestellung meines Hauses gedacht. Ich hatte nur eins zu ordnen, Gisbertinens Zukunft. Dafür habe ich gestern mein Testament gemacht. Ich habe es doppelt niedergeschrieben. Das eine Exemplar hat, wie das Gesetz es vorschreibt, der Auditeur zu seinen gerichtlichen Acten genommen; das andere schicke ich Dir hierbei, um der Sicherheit willen. Die Auditoriatsverhandlungen könnten verloren gehen. Ich lege es offen in diesen Brief; Du kannst es lesen. Nach meinem Tode Tode übergib es Gisbertinen. Bleibe ich am Leben braucht sie den Inhalt nicht zu erfahren.

Ich habe zugleich eine zweite Bitte an Dich. Sie betrifft die Frau eines lieben Kameraden, des Hauptmanns Mahlberg. Sie ist ihm verloren gegangen; mehr kann ich Dir nicht darüber sagen, denn mehr weiß ich eigentlich selbst nicht. Sie muß nur, nach Allem, in

Noth und sehr unglücklich sein, wahrscheinlich mit einem Kinde. Meine Bitte ist nun, sie aufzusuchen und, wenn Du sie gefunden hast, Dich ihrer anzunehmen, sie an einem guten Orte unterzubringen und für sie und ihr Kind zu sorgen. Ihren Aufenthaltsort kenne ich nicht. Du erfährst ihn entweder bei ihrer Mutter, einer verwittweten Kriegsräthin Fahrner in Wesel, oder, wenn auch sie ihn nicht kennt, bei dem Postmeister Feldmann in Warendorf, dem bekannten Städtchen im Münsterlande. Deinem braven Herzen, lieber Onkel, darf ich in Beziehung auf die arme Frau alles Weitere überlassen, brauche auch wohl kaum zu bemerken, daß Eile noth thun möchte.

Und nun, mein lieber, theurer Onkel Florens, nimm mein Lebewohl so freundlich und herzlich auf, als wenn es mein letztes wäre, und so auch meinen Dank für alle Deine viele Liebe, die Du mir von meinen frühesten Kinderjahren an bewiesen hast, und dabei die Bitte, das viele Herzeleid, mit dem ich Dir leider so oft vergolten habe, mir zu verzeihen.

An Gisbertine noch meine Grüße. Sage ihr — aber lebe wohl. Mein letzter Gedanke werdet Ihr beiden sein, Du und sie. Dein Gisbert."

Der Domherr hatte sich den Brief laut vorgelesen, wie auch vorher den andern.

Als er zu den Schlußworten kam, zitterte ihm die Stimme; aus seinen Augen fielen Thränen auf das Papier.

„Der arme Junge! Er hatte die Todesahnung. Und die trügt niemals im Felde, unmittelbar vor einer Schlacht. Es ist eine alte Geschichte. Vorgestern schrieb er, heute kämpfen sie. Vielleicht ist er schon in diesem Augenblick unter den Todten! Er hätte es freilich hinter sich; er hätte ausgelitten, auch mit dem braven Herzen. Auch mit dem wilden, trotzigen Herzen! O, o, es wäre ihm besser, als wenn er noch lebend unter den Todten daläge, verlassen, verstümmelt, mit den blutenden Wunden, allein mit der Verzweiflung des Schmerzes, des doppelten Schmerzes, des dreifachen, der Wunden der Verlassenheit, des zerrissenen Herzens. Armer, armer Junge! Und sie, die ihn in den Tod jagte! Und —“

Aus dem Couvert, in dem der Brief lag, hatte er mit diesem zugleich ein zweites Papier hervorgezogen.

Er nahm es in die Hand, besah es lange.

„Sein Testament! Ob ich es lese? Er wünschte es. Und warum sollte ich nicht?“

Er öffnete es — das Testament — er las es, las langsam, still für sich. Thränen traten ihm nicht wieder in die Augen, aber er sah so besonders gerührt, feierlich aus.

Er steckte Testament und Briefe wieder in ihre Couverts und brachte Alles in die Brusttasche zurück, aus der er es genommen hatte.

Er kam in Münster an, der Hauptstadt der preußischen Provinz Westfalen, dem Sitze der obersten Civil- und Militärbehörden der Provinz. Er mußte lange in den langen Straßen der Stadt fahren, bis er an der Post auf dem Domhofe ankam. In allen Straßen sah er nur bleiche, ängstliche Gesichter. Die Post war von Hunderten von Menschen belagert.

Auch in den Haiden in der Nähe von Münster hatten Landleute schon am frühen Morgen die ferne Kanonade gehört. Die Nachricht war in die Stadt gebracht.

Wie in ganz Preußen, so war auch in Westfalen und besonders in Münster Alles, was die Waffen tragen konnte, im Frühjahre des Jahres 1815 mit der vollen Begeisterung der Jahre 1813 und 1814 zum zweiten Male in das Feld gezogen; das dreizehnte Landwehrregiment, das des Münsterlandes, gehörte zu den vollzähligsten der Armee. In der Stadt Münster war vielleicht keine Familie, die nicht einen Angehörigen in seinen Reihen hatte. Da war jene Nachricht in die Stadt gekommen; da sah man in den Straßen nur angstvolle Gesichter; da waren jene Hunderte zur Post geströmt. Telegraphen gab es damals in Deutschland noch nicht.

Nur Posten oder Reisende, die vom Rhein, oder Kuriere, die vielleicht unmittelbar vom Schlachtfelde kamen, konnten Näheres über eine wirkliche Schlacht bringen; sie mußten alle zunächst bei der Post anlangen. Sie konnten freilich nicht fliegen wie jene Töne unter der Erde, aber Angst und Sorge fragen nicht nach dem Können, auch die brennende Neugierde nicht.

„Woher, Schwager?" wurde dem Postillon zugerufen.

„Der Herr kommt vom Rhein", antwortete der Postillon. „Er muß es eilig haben, denn er hat auf jeder Station einen Kronthaler Extratrinkgeld gegeben, damit die Meile in einer halben Stunde gefahren werde."

„Ein Kurier, der nach Berlin geht!" hieß es. „Unmittelbar vom Schlachtfelde!"

Der Wagen des Domherrn wurde umdrängt.

„Ist die Schlacht gewonnen? Haben wir gesiegt? Hat man keine Nachricht von dem dreizehnten Landwehrregiment?"

„Ob er von meinem Sohn, meinem Joseph etwas weiß?" fragte eine alte arme Frau ihre Nachbarin.

„Wenn ich wüßte, ob mein Mann lebt!" erwiderte die Nachbarin, eine junge Frau, aber auch arm, ein blasses Kind von einem Jahre in den Armen.

„Ich weiß von nichts, von gar nichts, Ihr guten Leute", rief der Domherr aus dem Wagen heraus.

Er rief es nicht zornig, nicht ärgerlich.

„Arme Leute!“ sagte er. „Da stehen sie in der eigenen Noth und in der Angst um die fremde Noth, und die fremde Noth ist wieder ihre eigene! Und wofür das Alles? Die Narren, die verblendeten Narren! Was geht denn sie das Bourbonenthum, das Königthum an? — Schnell die Pferde, Johann!“ rief er seinem alten Diener zu und legte sich in die Ecke des Wagens zurück, um nichts mehr zu sehen und nichts mehr zu hören, keine Angst, keine Noth, keine Narrheit.

Die Pferde kamen. Es ging weiter. Er blieb in seiner Ecke liegen.

Nach einer Stunde mußte er doch wieder sehen.

Er kam auf der nächsten Station hinter Münster an, Telgte, einem kleinen Städtchen. Die Nachricht von der Kanonade, die man seit dem frühen Morgen in den Haiden höre und die eine schwere Schlacht verkünde, war auch in dem Städtchen angelangt, von Münster her. Telgte hat ein berühmtes wunderthätiges Marienbild, zu dem jährlich aus dem ganzen Norden Deutschlands und weiter aus Belgien und Frankreich viele Tausende von Wallfahrern ziehen. Als die Nachricht von der Schlacht durch den kleinen Ort sich verbreitet hatte, war in kurzer Zeit, ohne Aufruf oder Besprechung, die halbe Bewohnerschaft beisammen, Frauen und Männer, Greise und Kin-

der, und sie zogen in langer, feierlicher Procession zu der Kirche und dem wunderthätigen Muttergottesbilde, für ihre Lieben zu beten, die da weit hinten kämpften und bluteten und starben.

Der Domherr sah den stillen, traurigen Zug, als er über den Markt des Städtchens fuhr.

„Die armen Leute!“ sagte er. „Und so geht der Schrecken, die Angst, die Trauer durch das ganze deutsche Vaterland, heute, morgen und wohl noch viele Tage, und Wochen und Monate und Jahre werden hinterher kommen, wohl mit andern Schrecken und mit anderer Noth, aber entspringend aus der Verblendung dieser Zeit, die sie wieder eine Begeisterung nennen.“

Er kam in Warendorf an.

Dort wußte man noch von nichts. Von Münster her war noch keine Kunde gekommen, und die kleine Landstadt liegt zwar wohl ebenfalls mitten in der Haide, aber bis hierher hatte der Donner der Geschütze in der Erde sich nicht fortgepflanzt, oder man hatte ihn nicht vernommen.

Der Domherr hatte hier einen Auftrag zu besorgen. Er verließ den Wagen und ging in das Postgut.

„Herr Postmeister Feldmann?“ sagte er.

„Ich bin es“, stellte sich ihm ein alter derber Westfale vor.

„Ich wünsche ein paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen.“

Der Postmeister führte ihn in ein besonderes Zimmer.

„Was steht dem Herrn zu Diensten?“

„Kennen Sie eine Madame Mahlberg?“

Auch der Postmeister sah ihn mißtrauisch an.

Der Domherr gewahrte es.

„Sehe ich aus wie ein Spitzbube?“ fragte er auch hier.

„Wenigstens wie ein Mann, den ich nicht kenne“, antwortete der derbe alte Westfale.

„Sie wissen also etwas von der Frau?“

„Ich weiß aber nicht, ob für den Herrn.“

„Zum Kukuk —“

Ein Schreiber trat in das Zimmer, dem Postmeister ein Papier zum Unterschreiben vorzulegen.

Es war der Extrapostzettel für den Domherrn.

Der Postmeister war überrascht, als er einen Blick hineingeworfen hatte.

„Sie sind der Herr Domherr von Aschen?“

„Ja.“

„Warum sagten Euer Gnaden das nicht gleich? Der Domherr von Aschen ist kein Spitzbube.“

„Das weiß ich auch.“

„Aber jedes Kind in Westfalen kennt ihn als einen braven, mildthätigen Herrn, der immer ein offenes Ohr und eine offene Hand für Noth und Elend hat und der nur —"

„Hm, Herr, auch Complimente brauchen Sie mir nicht zu machen. Wo ist die Frau, nach der ich fragte?"

„Sie ist hier."

„Lassen Sie mich zu ihr führen."

„Ich werde Euer Gnaden selbst führen."

„Kommen Sie."

Der Domherr hatte eilig; der Postmeister war bereit. Sie gingen. Sie mußten aus der Hauptstraße, an der die Post lag, durch manche kleine und winklige Gasse gehen.

„Wie lebt die Frau hier?" fragte der Domherr unterwegs.

„Kümmerlich. Sie bewohnt ein kleines Stübchen bei einer armen Frau. Ich glaube, sie hätte manchmal nicht satt zu essen, wenn — ja wenn meine Tochter ihr nicht etwas brächte."

„Seit wann ist sie hier?"

„Es können bald anderthalb Jahre sein. Es war gegen Ende des vorletzten Winters. Sie kam krank, durchfroren, mit wenigen Sachen hier an auf der Post. Sie konnte nicht weiter. Die Post ist hier zugleich ein

Gasthof, wie Sie gesehen haben werden. Sie bat um ein Zimmer. Am andern Tage lag sie in heftigem Fieber. Sie ließ mich zu sich bitten. Ich fand sie in der Fieberhitze in Thränen. Sie theilte mir ihre Noth mit, daß sie nicht weiter könne und ohne Geld sei. Sie habe großes Unglück gehabt, sei jetzt auf der Reise nach Köln, wo sie in einem Modegeschäft ein Unterkommen zu finden hoffe. Nun halte die Krankheit sie hier fest. Ich möge sie nicht aus dem Hause werfen, bat sie. Ich beruhigte sie und behielt sie. Sie war lange krank; es dauerte Monate, bis sie genas. Ich glaube, ihre Krankheit steckte ihr mehr im Gemüth als im Körper. Als sie genesen war, zeigte sich etwas Anderes. Sie sah ihrer Entbindung entgegen. Dazu war sie noch schwach und hinfällig von der langen Krankheit. In Köln war sie fremd; sie hatte sich erst ein Unterkommen dort suchen wollen. In ihrem Zustande konnte sie schwerlich eins finden, und fand sie eins, so mußte es ihr nach sechs Wochen wieder verloren gehen. So konnte sie nicht weiter. Ich brachte sie unter, hinten in der Stadt, bei einer armen Frau, die aber brav ist, in einem kleinen Hause, in dem sie jedoch ein gesundes Stübchen hat und hinter dem ein freundliches Gärtchen an der Ems liegt. Sie wollte hier Putzarbeit machen. Meine Tochter wies ihr auch Manches zu. Aber da kam ihre Entbindung,

da wurde das Kind krank, sie selbst wieder; Warendor ist eine kleine Landstadt; unsere Frauen machen sich ihren Putz selber; die Franzosen hatten uns schon vorher arm gemacht; die Kriege kosteten und kosten noch mehr Geld. Es geht der armen Frau kümmerlich."

„Hat sich niemals Jemand nach ihr erkundigt?" fragte der Domherr.

„Ich wüßte nicht."

Sie waren an einem kleinen Hause hinten in der Stadt angekommen.

„Hier", sagte der Postmeister.

Er wollte den Domherrn in das Haus hinein begleiten.

„Ich danke Ihnen", sagte der Domherr. „Ich kann nun den Weg allein finden."

Er war gerade aus; das war aber dem Postmeister wohl zu gerade, und der alte Westfale pflegte auch nicht leise aufzutreten.

„Euer Gnaden", sagte er, „Sie unterbrachen mich vorhin. Ich sagte Ihnen, daß jedes Kind Sie als den bravsten, mildthätigsten Herrn kennt; Sie sind aber auch als ein — nun ja, als ein eigener Kauz bekannt."

Der Domherr lachte.

„Bis nachher, alter Landsmann! Lassen Sie schon jetzt gleich die Pferde für mich einspannen! Ich bin zehn Minuten nach Ihnen wieder da."

Dann ging er in das Haus.

„Noch eins", sagte der Postmeister. „Den Namen Mahlberg kenne nur ich hier. Bei den Leuten heißt sie Frau Mahler."

Im Hause traf der Domherr eine alte Frau.

„Ist die Frau Mahler zu Hause?" fragte er sie.

„Hinten im Gärtchen."

Die Frau öffnete die Thür zu dem Gärtchen.

Der Domherr trat hinein.

Es war ein freundlicher kleiner grüner Platz, mit einem Blumenbeet, mit ein paar Gemüsebeeten, mit Johannisbeersträuchen, mit einer Laube zwischen gelben Weiden, unter denen mit leisem Rauschen die Ems dahinfloß.

In der Laube fand der Domherr eine junge Frau mit einem Kinde.

Die Frau war eine feine, zarte Gestalt, ein blasses, leidendes Gesicht. Aber das blasse Gesicht war fast wunderbar schön, so regelmäßig, so ausdrucksvoll, übergossen von dem Weh eines großen Unglücks, vielleicht einer schweren Schuld. Unglück und Schuld heben ja die Schönheit, die so oft das eine und die andere verschuldete.

Sie war mit einer Putzarbeit beschäftigt oder wohl bis dahin beschäftigt gewesen. Die Arbeit lag in ihrem

Schooße; ihre Hände ruhten. Ihre Augen waren trübe und nachdenklich auf das Kind gerichtet, das neben ihr in dem Sande der Laube auf einem Kissen schlief.

Es war ein hübsches Kind von etwa einem Jahre, vielleicht einen oder zwei Monate älter.

Sie sah den Domherrn erst, als er schon im Eingange der Laube stand.

Sie erschrak und wollte aufspringen.

„Madame, bleiben Sie sitzen", sagte er.

Er legte ihr die Hand auf die Schulter.

Sie blieb sitzen.

„Sie erlauben!" sagte er dann kurz.

Er setzte sich neben sie.

Sie sah ihn fragend, forschend an. Sein rasches, ungenirtes Wesen hatte ihren ersten Schreck verdrängt. Die klare Gutmüthigkeit in seinem Gesicht ließ sie nicht wieder aufkommen. Nur zweifelhaft und mißtrauisch mußte sie den jedenfalls sonderbaren und sonderbar sich ihr vorstellenden oder aufdringenden Fremden ansehen.

Den Domherrn kümmerte das wenig, wie es schien. Mit Mißtrauen aufgenommen zu werden, begegnete ihm seit gestern nicht zum ersten Male. Doch wollte er wohl sobald wie möglich das Vertrauen der armen, unglücklichen Frau gewinnen.

„Madame“, sagte er, „der Postmeister Feldmann hat mich zu Ihnen geführt, bis an das Haus hier.“

Sie sah ihn um so fragender an.

Er hatte indeß nur Fragen an sie.

„Sie heißen Agathe Fahrner, Madame?“

„Ja, mein Herr“, antwortete die Frau zögernd.

„Sie wohnen seit etwa fünfviertel Jahren in diesem Städtchen?“

„Es wird etwa so lange sein.“

„Sie kamen damals direct von Minden hierher?“

Sie besann sich, ehe sie antwortete.

„Ja“, sagte sie dann. „Ich erkrankte hier. Darauf blieb ich ganz hier.“

„Ich weiß es. Ihren hiesigen Aufenthalt kennt von den Ihrigen Niemand?“

„Niemand.“

„Sonderbar!“ Der Domherr mußte seine Unterredung mit der Frau unterbrechen.

Er dachte wohl darüber nach, wie sein Neffe Gisbert erfahren habe, daß die Frau hier oder doch hier zu ermitteln sei.

Er fuhr fort:

„Madame, ich habe nicht viel Zeit. Lassen Sie mich daher kurz sein. Sie sind verheirathet an den Regierungsrath Mahlberg?“

Die Frau hatte keine Antwort, sie sah ihn nur ängstlich fragend, fast wieder erschrocken an.

„Bringen Sie Nachrichten von ihm?" fragte sie.

„Sind Sie seine Frau, Madame?"

„Ja, mein Herr."

„Ich habe keine Nachricht von ihm. Ich komme auch, soviel ich weiß, nicht in seinem Auftrage zu Ihnen, weder in directem noch indirectem. Aber — kennen Sie den Namen von Aschen, Madame?"

„Nein, mein Herr."

„Hm", sagte der Domherr für sich, „jedes Kind kennt ihn also nicht, wie der Herr Feldmann meinte."

Zu der Frau fuhr er fort:

„Ich bin der Domherr von Aschen, Madame. Der Postmeister Feldmann hier wird für mich bei Ihnen einstehen. Zu Ihnen schickt mich ein Verwandter von mir, den Sie nicht kennen, da Sie nicht einmal unsere Namen kannten. Er steht bei der preußischen Armee vor Charleroi. Er schreibt von dort an mich —"

Die Frau zuckte zusammen.

„Er schreibt Ihnen von meinem Mann, mein Herr?"

„Kein Wort, Madame. Er schreibt mir nur von Ihnen und daß Sie die Gattin eines Kameraden von ihm seien, eines Hauptmanns Mahlberg. Von diesem weiter kein Wort. Von Ihnen aber, damit ich sofort

zur Sache komme, setzt er hinzu, daß Sie unglücklich seien und daß ich Sie aufsuchen und mich Ihrer annehmen und für Sie und Ihr Kind sorgen solle."

Die Frau hatte das blasse Gesicht mit den magern Händen bedeckt, während er sprach. Auf einmal fuhr sie auf.

„Auch von meinem Kinde schreibt er?"

„Wie ich Ihnen sage, Madame."

Sie kämpfte heftig mit sich.

Dann fragte sie ihn, wobei sie ihn fast finster mit den großen dunklen Augen ansah, aus denen so viel Unglück und in diesem Augenblicke zugleich ein tiefer Groll, wohl gegen sie selbst, hervorblickte:

„Mein Herr, hat Ihr Verwandter Ihnen noch mehr von mir geschrieben?"

„Nichts, Madame", sagte der Domherr.

„Ich beschwöre Sie, mein Herr!"

„Ich versichere Ihnen, ich habe Ihnen Alles gesagt."

„Und in welcher Absicht sind Sie hierher zu mir gekommen?"

„Mich Ihrer anzunehmen, Madame, wie mein Neffe mir schrieb. Sie leben hier nicht glücklich!"

„Ich bin mit meinem Loose zufrieden."

„In steter Sorge und Angst vor dem morgenden Tage!"

„Der Himmel hat mir bis hierher geholfen —"

„Und wird Ihnen ferner helfen, wollen Sie sagen. Ja, das wird er hoffentlich. Darum hat er mich ja wohl zu Ihnen geschickt. Madame, Sie müssen in eine andere, bessere Lage, um Ihretwillen, um Ihres Kindes willen. Sie werden beide auf die Dauer hier zu Grunde gehen, trotz der braven Menschen, die sich hier Ihrer angenommen haben. Ich sehe das an Allem. Ich habe ein besseres Unterkommen für Sie. Ich bringe Sie zu einer Freundin, zu dem bravsten, edelsten Herzen von der Welt. Bei ihr werden Sie gesunden. An ihrem Herzen auch, das — der alte Postmeister hatte Recht — doch wohl der kränkste Theil an Ihnen, der eigentliche Sitz Ihrer Krankheit ist. Schlagen Sie ein, Madame, folgen Sie mir."

Die Frau saß in Thränen da. Sie hatte keine Antwort, keinen Entschluß.

„Meine Zeit ist kurz gemessen, Madame", sagte der Domherr. „Entschließen Sie sich, oder besser, überlassen Sie es mir, Ihren Entschluß zu bestimmen. Sie können hier nicht bleiben. Sie sind hier andern Leuten zur Last und folglich sich selber. Darum müssen Sie hier zu Grunde gehen, wie ich sagte. Wohin ich Sie führe, da belästigen Sie keinen Menschen, nicht mich, nicht einen Andern. Sie werden da wieder aufleben. Summa, Madame, wir sind einig. Machen Sie sich fertig zur Abreise."

Die Frau erschrak doch.

„Jetzt gleich?"

„Jetzt gleich. Die Pferde warten auf uns."

Die Frau hatte sich gesammelt, entschlossen.

Alles, was der Domherr ihr gesagt hatte, war wahr, richtig. Dem alten Herrn sah man in jedem seiner edlen Züge, hörte man in jedem seiner Worte die Bravheit und Aufrichtigkeit an. Der Postmeister Feldmann, ihr Wohlthäter, hatte ihn selbst zu ihr geführt, sollte für ihn einstehen. Er kam und sprach endlich zu ihr im Namen eines Mannes, der der Kamerad, also auch der Freund ihres Gatten war.

„Zwei Bedingungen noch, mein Herr", sagte sie.

„Sprechen Sie sie aus, Madame."

„Niemand, auch Ihr Herr Neffe nicht, er am allerwenigsten, darf erfahren, wohin Sie mich bringen."

„Zugestanden, Madame."

„Sodann, mein Herr, müssen Sie vorher wissen, wer die ist, deren Sie sich annehmen. Ich muß Ihnen erzählen —"

„Madame", unterbrach sie der Domherr, „kein Wort sollen Sie mir erzählen, wenigstens hier nicht. Ich habe wahrhaftig keine Zeit. Ich muß um ein Uhr heute Mittag in Paderborn sein, wenn meine Nichte Gisbertine mir nicht die Augen — hm, und wir haben schon zehn Uhr und noch über acht Meilen zu fahren."

„Aber ich bin eine Verbrecherin, mein Herr!“ rief die Frau.

Er sah sie an, er blickte ihr tief in die Augen; er sah das Unglück, die Schuld darin.

„Madame“, sagte er, und der Ton seiner Stimme war auf einmal ein anderer, ein tief ernster, fast ein strenger und doch ein so milder und wohlwollender, „Madame, der Verbrecher bedarf der Sühnung, der Aussöhnung mit sich, mit Gott, mit der Welt. Dazu wieder bedarf er großer kräftiger Erhebung. Sie, Madame, hat das, was Sie gethan, verbrochen haben, tief niedergedrückt, ich sehe es Ihnen an. Sie können nur durch fremde Hülfe wieder aufgerichtet werden. Das Herz, dem ich Sie zuführe, wird Sie aufrichten. Ihm vertrauen Sie sich an. Meine vortreffliche Karoline wird dann schon wissen, ob und was ich weiter von Ihnen erfahren muß oder nicht. Und nun kommen Sie.“

Er stand auf.

Sie erhob sich mit ihm. Sie war mit sich einig. Sie mußte nur noch weinen, jetzt so recht bitterlich.

Er nahm ihre Hand; er drückte sie herzlich.

Sie wollte die seinige küssen.

„Nein, nein, Madame“, wehrte er ab. „Nehmen Sie Ihr Kind. Packen wir Ihre Sachen ein.“

Sie nahm ihr Kind. Sie gingen in ihr Stüb-

chen. Sie packte ihre Sachen ein. Es war so Weniges.

Der Domherr befahl unterdeß der Wirthin einen Träger für den Koffer zu besorgen und hatte dann noch Anderes mit der Frau zu verhandeln.

„Ist Euch die Madame noch Miethe oder sonst etwas schuldig?"

„Nur die Miethe für den letzten Monat. Sie war immer so ordentlich und so fleißig."

„Aber sie war oft krank, Frau."

„Dann arbeitete sie doch, im Bette, wenn sie auch die Finger kaum halten konnte. Es that einem im Herzen weh, wenn man es sah, wie sie sich quälte. Ich nahm ihr manchmal die Arbeit weg. Sie hätte sich ja so nicht anzustrengen gebraucht; der Herr Feldmann hatte für Alles gut gesorgt. Aber sie wollte keinem Menschen etwas schuldig sein."

„So, so", sagte der Domherr. „Hier, Frau, habt Ihr Eure Miethe."

„Aber, Herr, das ist ja mehr als das Zehnfache von dem, was die Madame mir schuldig ist."

„Behaltet es zum Andenken an sie."

„O, vergessen werde ich sie in meinem Leben nicht. Sie war so gut und so unglücklich und immer mit Allem zufrieden, wenn es auch noch so schlecht war."

Die Sachen waren gepackt, der Träger war da. Die junge Frau nahm ihr Kind auf den Arm, von ihrer Wirthin und ihrem Stübchen einen weinenden Abschied. Sie hatte ihre Thränen verbergen wollen vor dem Domherrn oder vor den Leuten auf der Straße, in die sie treten mußte.

„Weinen Sie sich aus, Madame", sagte der Domherr zu ihr. „Sie waren hier unglücklich, da wird Ihnen der Abschied schwer. Sie hatten in jedem stillen Winkel, in jedem ungewissen Schatten Ihres Stübchens einen stummen, aber mitleidigen Zeugen Ihres Unglücks. Sie sollen sie alle jetzt verlassen, da wird das Herz zu eng und die Augen fließen über."

Sie vermochte sich doch zu fassen, die Thränen zu trocknen.

Mit dem Kinde auf dem Arm verließ sie an der Seite des Domherrn das kleine, ärmliche, einsame Haus.

In der engen, entlegenen Gasse waren keine Menschen; auch die andern Straßen des nicht sehr lebhaften Landstädtchens waren leer. Aber vor der Post waren viele Menschen versammelt, beinahe wie in Münster; sie standen auch ebenso ängstlich harrend wie dort.

„Der vermaledeite Postillon hat geplaudert", sagte der Domherr.

Es war so. Der Mann hatte von der schrecklichen

Kanonade erzählt, die man über dreißig Meilen weit, noch bei Münster, in der Erde gehört habe, von dem Schrecken, der überall die Leute ergriffen, von der Procession zu der Mutter Gottes, die sie sofort in Telgte veranstaltet hätten.

Der bleiche Schrecken ergriff auch die Leute in Warendorf in jedem Hause, in das die Kunde drang, und sie flog wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Auch hier war ja kein Haus, das nicht einen Angehörigen bei der Landwehr dahinten auf dem Kriegsschauplatze hatte.

Von der Post war die Nachricht ausgegangen; auf der Post war der Reisende, mit dem sie gekommen war; er war vom Rhein, vielleicht noch weiter her; er mußte noch mehr wissen. So war Alles dahin geeilt.

Im Innern des Posthauses standen um den Postmeister die Honoratioren des Städtchens; alle Fenster waren besetzt; sie warteten auf die Rückkehr des Domherrn.

„Da ist er", hörte der Domherr sie rufen.

Da mußte er doch fluchen, trotz des geistlichen Domherrnkreuzes.

„Alle Teufel, was nun?"

Aber er wußte es.

Die Pferde waren angespannt, wie er es dem Postmeister aufgetragen hatte. Der alte Diener Johann stand am Wagen.

„In den Wagen, Madame", sagte der Domherr. „Du, Johann, gehe in das Haus, bezahle und bringe mir eine Flasche Wein und ein Stück Brod mit. Ich habe den ganzen Morgen noch nichts genossen. Hier hast Du meine Börse."

Johann ging mit der Börse.

Der Domherr hob die Frau mit dem Kinde in den Wagen, stieg selbst ein, schlug Thüren und Fenster zu.

„Die armen Leute!" mußte er doch wieder sagen.

Die Frau an seiner Seite hörte es; sie hatte die ängstlichen Gesichter auf der Straße gesehen. Es drängte sie, ihren Begleiter zu fragen, was es sei; sie hatte nicht den Muth dazu.

Aber der Domherr entging doch dem nicht, dem er sich hatte entziehen wollen.

Der Postmeister erschien am Wagen, gefolgt von allen Herren, die an den Fenstern gestanden hatten.

„Euer Gnaden kommen von Düsseldorf?"

„Hat es Ihnen der Extrapostzettel nicht gesagt?"

„Sie kommen aber noch weiter, vom Kriegsschauplatze her."

„Herr, meinen Sie, ich sei davongelaufen bis hierher?"

„Aber Sie haben gewiß Nachrichten von der Schlacht."

„Ich weiß von keiner Schlacht."

„Aber der Herr Domherr haben sie ja selbst gehört", sagte einer der Herren. „Jenseits Münster. Die Postillone haben es erzählt."

„Die Postillone sind Narren, Windbeutel."

„Treten Sie zurück, meine Herren", sagte der Postmeister zu den andern Herren.

Sie traten zurück.

„Euer Gnaden", sagte er dann zu dem Domherrn, „Sie sehen hier, wie die ganze Stadt in Angst ist um alle die Ihrigen, die mit in den Krieg gezogen sind. Wissen Sie wirklich nichts?"

„Ich weiß wirklich nichts, braver Postmeister, als daß dieser Krieg eine große Narrheit ist."

„Ein großes Unglück, Euer Gnaden."

„Narrheit ist Unglück. Sie sehen das jetzt noch nicht ein; Sie werden es später schon erfahren, und dabei oder dadurch, daß Undank der Lohn der Welt ist. Dies aber mit Ausnahmen, lieber Postmeister. Von der Schlacht werden Sie schon früh genug die traurige Nachricht erhalten. Geben Sie dieser armen Frau Ihre Hand, die Ihnen ihren Dank und ihren Abschied sagen will. Nehmen Sie auch meinen Dank. Sie sind ein braver Mann, wenn Sie auch ein grober Postmeister sein können."

Er gab dem braven Mann die Hand.

Die arme Frau wollte dann ihren Dank sagen.

Aber der Postmeister rief:

„Nichts da, nichts da! War Christenpflicht. Es wird nur meiner Therese leid thun, daß sie nicht mehr Abschied von Ihnen nehmen kann."

„Grüßen Sie sie tausendmal auf das herzlichste von mir", sagte die Frau.

Sie hatte wohl noch Vieles auf dem dankbaren Herzen.

Aber Johann war zurückgekommen.

„Fort!" rief der Domherr. „Adieu, Postmeister."

Der Wagen flog fort.

Als sie außerhalb der Stadt waren, konnte doch die Frau ihre Frage nicht ferner unterdrücken.

„Sie wissen von einem Kampfe unserer Truppen, Herr Domherr?"

„Ich kann wenigstens nicht daran zweifeln."

„Ihr Herr Neffe ist bei der Armee?"

„In der Landwehr."

„Er schrieb Ihnen vom Kampfplatze?"

„Von Charleroi, wie ich Ihnen sagte, Madame, und, wie er meinte, nahe vor einer Schlacht."

„Er hatte Ihnen auch von meinem Manne geschrieben?"

„Wie ich Ihnen schon mittheilte, daß Ihr Mann, ein Hauptmann Mahlberg, sein Kamerad sei."

„Weiter nichts?“

„Kein Wort weiter.“

Die Frau fragte nicht mehr. Aber der Domherr sah, wie sie mit einer schweren innern Angst kämpfte.

„Was hat die mit ihrem Mann?“ fragte er sich. „Sie nannte sich eine Verbrecherin! Gegen ihn? Wird auch Gisbertine sich eine Verbrecherin nennen?“

„Zum — zum Kukuk!“ rief er auf einmal beinahe laut. „Gisbertine! Ich treffe sie in Paderborn! Dahin komme ich mit dieser — hm, mit dieser fremden Madame. Ich kann sie nicht vor ihr verbergen! Ich muß mit ihnen beiden weiter reisen. Die stolze, vornehme, freche Gisbertine, und diese verlassene Dido! Teufel, da habe ich einen verdammt leichtsinnigen Streich gemacht! In meinen alten Tagen noch! Das kommt von der vermaledeiten Gutmüthigkeit! Ich habe sie oft verschworen. Aber was der Mensch am meisten verschwört, in das fällt er am meisten zurück. Was mache ich nun?“

Er rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her; der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Die Frau mußte ihn ansehen, ob ihm etwas fehle.

„Es ist so heiß hier“, sagte er. „Das ist ein schwüler Tag!“

Die Frau saß neben ihm. Der Wagen war breit.

Aber sie hatte ihr schlafendes Kind auf dem Schooß; so verengte sie wohl den Sitz. Sie wollte aufstehen, um sich mit dem Kinde auf den Rücksitz zu setzen.

„O", sagte er, „Ihnen ist es auch zu heiß mit dem Kinde! Geben Sie es mir."

Er wollte es ihr abnehmen.

„Nein, nein, Herr Domherr, ich wollte Ihnen hier mehr Platz schaffen."

„Nein, nein!" rief da auch er. „Bleiben Sie sitzen, liebe Frau. Wir haben Platz genug."

Die Frau mußte sitzen bleiben.

Er verhielt sich ruhig, aber sein leises Selbstgespräch mußte er fortsetzen.

„Die arme Frau wollte ich vor Gisbertinen verbergen, verleugnen? Weil sie so arm und einfach und Gisbertine die stolze und prächtige Dame ist? Ich werde stolz auf sie sein, mit ihr renommiren! Sie ist schön. Sie hat die Formen, den Anstand der besten Gesellschaft. Sie hat etwas Edles in ihrem Wesen. Der Adel des Unglücks tritt bei ihr hinzu. Freilich —"

Er wurde doch wieder unruhig; er hatte die Frau von der Seite angesehen.

„Verzweifelt pauvre sieht sie aus. Das Kleid von Kattun! Der Shawl alt, verschossen und wohl für den Herbst, aber nicht für einen heißen Junitag passend. Und

der Hut gar! Wenn war der doch Mode? höre ich Gisbertinchen schon fragen. Ob ich nicht vorher in Paderborn mit ihr zu einem Modenmagazin fahre? Aber zum Kukuk, könnte ich die arme Frau, ihre Armuth schwerer drücken, als wenn ich ihr so zeigte, daß ich mich ihrer schäme? Sie soll so mit, wie sie ist, und laß die Gisbertine es wagen, den Mund zu verziehen! Sie soll mich kennen lernen!"

Er sagte es entschlossen.

Dann kam es doch wieder anders über ihn.

„Aber was sage ich der Gisbertine, wer sie sei? Sie wird fragen. Sie kann so verzweifelt fragen, als wenn man ihr eine Antwort gar nicht verweigern könnte. Sage ich ihr die Wahrheit? Daß ich also eigentlich gar nichts wisse? Dann wird sie das arme Geschöpf bis auf das Blut ausfragen. Lügen darf ich auch nicht. Vermaledeite Situation! Ich war doch leichtsinnig! Ob ich nicht dennoch am Ende besser thäte, die Frau mit ihrem Kinde in einen andern Gasthof zu bringen?"

Er raffte sich noch einmal auf.

„Aber zum Kukuk, warum fürchte ich mich denn vor dieser Gisbertine? Sie soll sich unterstehen zu fragen, nur mit einer einzigen Frage die arme Frau oder mich zu belästigen."

Und dabei blieb er.

Als er das Thor von Paderborn vor sich sah, fragte er die Frau nur noch:

„Madame, wollen Sie den Namen Mahler ferner behalten?"

„Es wäre mir lieb!" sagte die Frau.

„So bleiben wir dabei."

Vor der Post in Paderborn sagte er dann:

„Liebe Frau Mahler, wir werden hier Verwandte von mir treffen, mit denen wir weiter reisen werden. Es sind ein alter General und seine Nichte, die auch meine Nichte ist. Der alte Herr wird Ihnen nichts thun. Aber wenn die junge Dame Ihnen zu nahe treten will — sie hat ihre Capricen — so trumpfen Sie sie ab, ganz gehörig."

Der Frau Mahler war doch nicht wohl bei diesen Eröffnungen.

Aber der Wagen hielt schon im Posthofe. Der Domherr hatte ein paar eilige Worte zu dem Postillon zu sagen.

Auf den Stationen, die er seit Warendorf passirt hatte, war überall noch nichts von einem Kampfe bekannt gewesen; erst die Postillone, die ihn fuhren, hatten die Nachricht hingebracht. So war sie von Station zu Station gekommen, aber die Leute hatten erst davon sprechen können, wenn er schon wieder fort war; er hatte sich überall nur die wenigen Minuten aufgehalten, die zum

Wechseln der Pferde nöthig waren. In Paderborn mußte er länger verweilen. Aus der ruhigen Haltung der Leute in den Straßen hatte er entnommen, daß man auch hier von einer Schlacht noch nichts wußte.

„Schwager", sagte er zu dem Postillon, „Dir ist für Dein gutes Fahren ein Kronthaler extra versprochen. Du bekommst zwei, wenn Du, solange ich hier bin, den Leuten von der dummen Schlacht nichts vorschwatzest. Du bekommst nichts, wenn sie ein Wort davon erfahren. Du kannst Dich melden, wenn ich wieder abfahre. Hast Du verstanden?"

„Sehr wohl, Euer Gnaden."

Die Kellner des Gasthofs umgaben die elegante vierspännige Extrapost.

Auch die Post in Paderborn war damals zugleich ein Gasthof und einer der besten in Westfalen.

Auch der Wirth selbst war herbeigekommen.

Er kannte den Domherrn, der seit vielen Jahren jährlich einmal, zweimal hier anhielt, wenn er nach dem Bade Hofgeismar fuhr und von da zurückkam.

Die Beiden begrüßten sich.

„Aber im vorigen Jahre waren Euer Hochwürden nicht hier. Sie waren doch nicht krank?"

„Der Krieg, der Krieg, lieber Postmeister!"

„Euer Hochwürden waren doch nicht auch mitgezogen?"

„Nein, nein! Aber er kehrt auch für Leute, die nicht mitziehen, Alles um.“

„Für die erst recht, Hochwürden. Da ist ja fast keine Familie, der nicht der Ernährer fortgenommen ist, der Vater, der Sohn, der Bruder, der Wittwe der Geselle. Man glaubt nicht, in welchem Elende die armen Leute oft leben.“

„Und wofür, lieber Postmeister? Aber ist der General Steinau hier?“

„Nein. Indeß ein Brief für Euer Hochwürden kam vor einer Stunde mit der Berliner Post hier an. Sehr eilig steht darauf.“

„Geben Sie ihn her.“

Der Postmeister gab ihm den Brief.

„Von Gisbertine“, sagte der Domherr, als er die Aufschrift las. „Sie kommt also nicht!“

Er erbrach ihn und warf einen flüchtigen Blick hinein.

„Sie kommt nicht!“

Es schien ihm doch ein kleiner Stein vom Herzen zu fallen.

Auch der Frau Mahler.

Er hatte der Frau aus dem Wagen geholfen, er selbst, ohne daß er die Kellner herankommen ließ. Einer von ihnen mußte das Kind tragen. Dann bot er ihr seinen Arm und führte sie mit einer Ehrerbietung, als wenn

sie die vornehmste Dame wäre, in das Haus und die Treppe hinauf in das Zimmer, das er sich hatte anweisen lassen.

Die Kellner sahen wohl erstaunt hinter ihnen her, hinter dem vornehmen Herrn, der mit ihrem Herrn so wenig Umstände machte, und der so ärmlich gekleideten Frau, die von ihm so ausgezeichnet wurde.

Auch der Postmeister hatte sich zuerst neugierig die Frau angesehen, sich dann aber nicht weiter verwundert.

„Der Alte hat immer seine Schrullen", sagte sein Kopfschütteln.

„Schnell Mittagsessen!" hatte der Domherr bestellt.

Es kam schnell.

Den Brief seiner Nichte Gisbertine hatte er unterdeß noch einmal gelesen.

„So so", las er wiederholt laut: „Wir haben es vorgezogen, über Kassel zu reisen. Wir werden Dich daher nicht in Paderborn treffen. Du wirst es nicht übel nehmen. In Hofgeismar wirst Du hoffentlich schon vor uns sein, sodaß wir dort Alles arrangirt finden. Geschrieben in großer Eile. Deine Gisbertine."

„Frau Mahler, kennen Sie die Widerbellerin, oder wie sie auch wohl genannt wird, die gezähmte Zänkische von Shakspeare?"

„Ja, Herr Domherr!"

„Würden Sie es unternehmen, eine solche Person zu zähmen?"

„Mit Liebe und Geduld würde es zuletzt gelingen."

„Also anders als bei Shakspeare. Man sieht, Sie sind eine Frau, und eine brave Frau, und eine leidende, und einer leidenden Frau gelingt zuletzt Alles, wenn sie nicht vorher über ihrem Ringen und Mühen zu Grunde geht. Und das würden Sie meiner Nichte gegenüber. Ich hatte heute, als ich bei Ihnen im Wagen saß, so einen Gedanken gehabt. Ich habe ihn aufgegeben. Aber unsern Reiseplan müssen wir ändern. Ich wollte mit Ihnen und den Andern zuerst nach Hofgeismar fahren und Sie von da morgen zu meiner Karoline bringen. Jetzt führe ich Sie direct zu ihr."

Sie hatten das Mittagsmahl beendet. Sie stiegen wieder ein.

Der letzte Postillon erhielt seine zwei Kronthaler erst, als der Domherr schon im Wagen saß.

„Fort, fort!" rief der Domherr dann auch in demselben Augenblicke dem neuen Postillon zu.

Er kannte seine Leute.

Als der andere kaum sein Geld in der Hand hatte, rief er:

„Es ist eine schreckliche Schlacht dahinten mit den Franzosen. Bis Münster hat man die Kanonen gehört.

Der Herr im Wagen hatte sie schon vorher gehört. Er weiß Alles."

„Halt, halt!" rief es hinter dem Wagen her.

„Kerl, fahre, als wenn das Unglück hinter Dir wäre!" rief der Domherr.

Und so flog der Wagen dahin.

Bis zu dem preußischen Grenzstädtchen Warburg blieben sie auf der großen chaussirten Straße nach Kassel. Sie hätten diese auch weiter bis etwa zwei Meilen vor Kassel verfolgen müssen, um dann immer auf der bequemen Chaussee, aber freilich auf einem bedeutenden Umwege nach Hofgeismar zu gelangen, während ein mehr als doppelt kürzerer, jedoch beschwerlicher Weg dahin durch das Gebirge führte.

„Wir nehmen diesen geraden Weg", sagte der Domherr zu seiner Reisegefährtin. „Auf seiner Mitte liegt Ovelgönne, und Ovelgönne ist das Ziel Ihrer Reise. — Johann", befahl er dann seinem Diener, „Du besorgst sofort für uns eine Bergchaise nach Ovelgönne, eine recht bequeme, mit zwei Pferden. Du selbst fährst mit der Extrapost auf der Chaussee weiter bis Hofgeismar. Du fährst da zu unserm alten Quartier und bestellst sogleich ein Quartier für den General Steinau. Du verstehst Dich besser darauf als ich."

Johann ging, die Chaise zu bestellen.

Der Domherr ging ihm doch noch nach.

„Johann", hatte er ihm noch leise zu sagen, „sollte meine Nichte Gisbertine schon da sein, so sagst Du ihr nichts von der Frau und ihrem Kinde da."

„Zu Befehl, Hochwürden Gnaden."

Wer war denn diese Dame Gisbertine, vor der ihr eigener Onkel, der entschlossene, unabhängige westfälische Edelmann, fortwährend in solcher Furcht lebte, der er Fäuste in der Tasche machte, um sofort wieder, wie weit er auch von ihr entfernt war, schon in seinen Gedanken vor ihr zurückzuschrecken? Von ihrer Rücksichtslosigkeit hatte er gesprochen, eine Zänkische, eine Widerbellerin hatte er sie genannt!

Johann war schnell den Befehlen des Domherrn nachgekommen.

Gleichzeitig wurden an dem Reisewagen des Domherrn die Extrapostpferde eingespannt und fand sich die Bergchaise ein, in welcher der Domherr mit der Frau Mahler und ihrem Kinde weiter fahren wollte.

Die Bergchaise war ein hoher, breiter Kutschenkasten, der nur auf zwei weit auseinander stehenden Rädern ruhte und zwar von zwei Pferden gezogen wurde, aber nicht so, daß die Thiere neben einander an der Deichsel, sondern hinter einander in einer Scheere zogen. In dem tiefen Gebirge, wo die Wege steil und abschüssig laufen,

über Abgründen oft schräg genug herabhängen, kann man nur so fahren, und man fährt noch immer gefährlich genug.

Der kleine Koffer der Frau Mahler wurde hinten an der Chaise festgeschnallt; der Domherr hob die Frau und das Kind in das Innere, stieg ihnen nach.

Der Diener Johann wollte sich in sein Coupé hinten am eleganten Reisewagen des Domherrn setzen.

„Nichts da," rief der Domherr, „Du setzest Dich in den Wagen."

Der alte Diener mußte sich in den Wagen setzen.

Beide Wagen fuhren gemeinschaftlich aus dem Thore des Städtchens Warburg. Gleich draußen, jenseits der Diemelbrücke, trennten sie sich. Die Extrapost fuhr geradeaus, weiter auf der Kasseler Chaussee. Die Bergchaise lenkte links ab in das Diemelthal hinein.

Die Diemel ist ein wilder Bergfluß. An einem Winkel des jetzt und auch damals schon preußischen Herzogthums Westfalen, im Fürstenthum Waldeck, aus hohem Berge sich ergießend, durchströmt sie von Westen nach Osten die Gebirge zuerst jenes Herzogthums Westfalen, dann das gleichfalls preußische Paderborner Land, wird darauf eine kleine Strecke die Grenzscheide zwischen Preußen und Hessen, tritt endlich eine Meile von Hofgeismar ganz nach Kurhessen und setzt in diesem Lande ihren Lauf

fort bis Karlshafen, wo sie sich in die Weser ergießt. Von Warburg bis in die Nähe von Hofgeismar läuft sie zwischen besonders hohem Gebirge, das zum Theil die Egge oder das Eggegebirge genannt wird. Die Berge erheben sich zu ihren beiden Seiten meist hoch und schroff und wild, manchmal in einzeln stehenden Kegeln und Kuppen, manchmal in langgestreckten Wänden, treten bald unmittelbar an den Strom heran, daß er in schmalem, rauschendem Betie sich durch sie hindurchzwängen muß, treten dann wieder zu kleinern finstern Schluchten zurück und bilden dann und wann weitere, anmuthige Thäler. Sie sind zum größern Theil mit hohen dunklen Laubwäldern bedeckt, die sich von ihrer Spitze bis zum Fuße hinunterziehen; hohe, starre, abenteuerlich geformte Felsenmassen unterbrechen nicht selten den Wald. Von manchen Kuppen schauen einsam und melancholisch die Ruinen alter Ritterburgen herab; gleich bei Warburg stolz der Desenberg, die Stammburg des alten Grafen- und Freiherrngeschlechts der Spiegel zum Desenberg.

Die Diemel entlang, ihrem Laufe folgend, fuhr die Bergchaise mit dem Domherrn von Aschen und seiner Begleiterin. Sie konnte nur langsam, nur im Schritt fahren; der Weg ging steil auf- oder abschüssig abwärts, hing manchmal fast über dem Wasser, das über Hunderte

von Fußen tief unter ihm rauschte, drängte sich dann wieder an starren Felsen und kantigen Abgründen vorbei.

Nach ein paar Stunden wurde es eben; er war in ein weiteres Thal eingebogen; in dem Thale waren Weiden, Wiesen, Saatfelder; mitten dazwischen stand ein Haus.

„Ovelgönne!" sagte der Domherr zu seiner Reisegefährtin. Er sprach das Wort leise und doch beinahe wie feierlich; die Stimme schien ihm zu zittern, versagen zu wollen.

Daß er seine Reisegefährtin hierher bringen wollte, konnte es nicht sein; etwas Anderes mußte ihn bewegt, ergriffen haben.

Die Frau Mahler bemerkte es wohl nicht. Sie war vor ihrem neuen Aufenthalts-, Bestimmungsort; das beschäftigte sie.

Sie blickte zum Wagen hinaus.

In der Weide gingen Kühe; in den Wiesen stand das Gras hoch und grün, rothe und blaue Blumen blühten dazwischen; auf den Feldern wogte das Korn voll und dicht in der klarsten Sommerpracht.

Eine kundige, tüchtige Hand mußte hier überall walten, ordnen, leiten.

Das zeigte auch Weiteres. Auf den Bergen, die das Thal auf dieser Seite der Diemel einschlossen, die also zu ihm gehörten, standen die Eichen mächtiger, die Buchen

höher, als man sie auf dem ganzen Wege bis dahin gesehen hatte; man sah, wie die Waldung forstmäßig in Schläge eingetheilt war. Unten an seinem Fuße waren geordnete Holzablagen; das geschlagene Holz lag in abgemessenen Haufen aufgeschichtet; riesige Eichenstämme lagen daneben, theils schon behauen, theils noch unbehauen, um später zu der Diemel geschafft zu werden und in dieser als Flößholz bis Karlshafen und von da weiter, die Weser hinunter, in das Meer zu gehen.

Das Herrenhaus lag an einem Gärtchen, in dem die Aepfelbäume noch blühten, die Kirschbäume schon ihre rothe Frucht trugen.

Hinter dem Herrenhause erhoben sich Scheunen, Remisen, Stallungen, andere Nebengebäude.

Ueberall herrschte Ordnung und Reinlichkeit.

Das Herrenhaus selbst endlich war ein altes, wunderliches Gebäude, nicht groß und breit, aber hoch, das Dach spitz, die Mauern fast roh von grauen Feldsteinen aufgeführt, an den vier Ecken und in der Mitte häßliche runde Thürme; die Fenster sparsam, schmal, ohne Ordnung und Symmetrie bald hier, bald dort, bald hoch, bald niedrig angebracht.

Hatte die Pietät das plumpe, häßliche, aber alte und alterthümliche Gebäude erhalten? Jedenfalls war es mit Liebe erhalten und mit Sorgfalt, mit jener

ganzen Ordnung und Sauberkeit, die man rund umher wahrnahm.

Das Thal war nicht groß und schloß sich schon nach vielleicht zehn bis zwölf Minuten wieder. Es war desto anmuthiger.

Die tiefste Stille herrschte neben jener Ordnung und Sauberkeit darin. Es war gegen fünf Uhr nachmittags, als die Chaise hineinfuhr. In den Feldern und Weiden waren nur wenige Menschen beschäftigt; die Saat war ja überall bestellt und die Zeit der Ernte noch nicht da. Nur hinten an den Holzablagen sah man fleißiges Treiben und hinten aus den Bergen und Wäldern tönten die Schläge der Axt und das Schrillen der Säge herüber. Die Waldvögel sangen lustig darein.

Das waren die einzigen Laute, die man vernahm.

In das Alles schien so klar und hell die Sonne des Sommernachmittags hinein.

Auch in das Innere der Frau Mahler hatte sich eine feierliche Stimmung gelegt. Sie sollte ja hier bleiben, in diesem sehr einsamen Thal, in dieser Stille der Natur und des Lebens, aber auch in dieser so sicher geordneten Geschäftigkeit.

Der Domherr unterbrach ihr diese Stimmung, oder er unterbrach sie auch wohl nicht.

„Meine Karoline ist hier Herrin!“ sagte er.

Und er sprach die Worte wieder mit fester und klarer Stimme, er sprach sie stolz, indem er stolz mit der Hand dnrch das Thal zeigte.

Sie kamen an dem Herrenhause an.

Es war ihnen unterwegs Niemand begegnet. Auch vor dem Hause waren keine Leute.

Der Domherr sah nach einem der schmalen Fenster in den hohen grauen Mauern hinauf. Es stand offen; man sah schneeweiße Vorhänge hindurch, auf dem Gesimse blanke Blumentöpfe mit blühenden Hyacinthen, Rosen und Nelken.

Die Augen des Domherrn suchten etwas Anderes.

„Sie ist nicht da!“ sagte er. „Sollte sie nicht zu Hause sein?“

Die Chaise hielt vor dem Hause, an einem der dicken runden Thürme, der in der Mitte der Vorderfronte stand. Durch ihn gelangte man in das Haus. Das Eingangsthor war roh wie der Thurm, aber eng; ein Wagen konnte nicht hindurchfahren.

Der Domherr sprang aus der Chaise.

Man hatte im Innern des Hauses die Ankunft des Wagens gehört.

In der Thür erschien eine alte Frau.

Sie erkannte den Domherrn.

„Herr des Himmels, Euer Gnaden!“ rief sie.

Ihre Augen leuchteten.

„Ist die Mamsell zu Hause?“ fragte der Domherr hastig.

„Die wird sich freuen!“ jubelte die Frau. „Die hat sich um Euer Gnaden gebangt. Sie waren im vorigen Sommer nicht gekommen, auch keine Nachricht von Ihnen. Wir wußten nicht, ob Sie lebten oder todt waren. Die arme Mamsell weiß es noch nicht —“

„Ist die Mamsell zu Hause, Alte?“ wiederholte der Domherr.

„Sie ist ausgefahren.“

„Wohin?“

Er erhielt keine Antwort.

Die alte Frau hatte die fremde Frau gesehen, das Kind. Sie stand erstaunt, fast betroffen. Man sah ihr an, wie sie sich fragte: Wie kommt der alte Herr zu der Frau mit dem Kinde? Und was soll sie hier? Was soll die Mamsell mit ihr, nach der er so hastig, so dringend fragt?

„Alte, wohin ist die Mamsell Karoline?“ rief der Domherr.

Karoline, seine Karoline, die hier Herrin war, seine vortreffliche Karoline mit dem edlen Herzen war die Mamsell, nach der er fragte, einfach eine Mamsell!

Die alte Frau antwortete ihm:

„Sie ist nach Niederhelmern gefahren, Euer Gnaden. Bei dem Bauer Henke ist es nicht recht."

„Und da hilft sie wohl!"

„Es geht den Leuten nicht gut."

„Ja, ja", sagte der Domherr, und seine Augen leuchteten, „wo es Jemand nicht gut geht, da muß das brave Mädchen dabei sein, um zu helfen."

„So ist es, Euer Gnaden", bestätigte die Alte.

„Und wann wollte sie zurückkommen?" fragte der Domherr.

„Das kann noch eine Stunde oder anderthalbe dauern. Niederhelmern ist drei Viertelstunden von hier. Sie ist erst vor kaum einer Viertelstunde weggefahren, und sie wollte, wenn sie noch Zeit hätte, auf dem Rückwege im Walde nach der neuen Eichenpflanzung sehen."

„So sehe ich sie heute nicht mehr", sagte der Domherr. „Ich habe noch stark zwei Stunden bis Hofgeismar zu fahren; ich muß bei Zeiten da sein, wenn Dame Gisbertine nicht — Alte Christine, ich habe Euch Besuch mitgebracht."

„Was Euer Gnaden mitbringen, ist immer gut", sagte die alte Christine.

„Ja, ja. Und eine Freundin für die Mamsell."

Er wandte sich zum Wagen.

„Darf ich bitten, auszusteigen, liebe Frau Mahler?"

Er sprach mit jener vollen ehrerbietigen Höflichkeit, mit der er in Paderborn die Frau aus dem Wagen gehoben und in das Posthaus geführt hatte. So war er ihr auch hier wieder beim Aussteigen behülflich.

Die alte Christine stand nicht mehr betroffen. Sie kam dem Domherrn fast zuvor.

„Wollen die gnädige Frau mir nicht das Kind geben?" bat sie.

„Gnädige Frau will sie hier nicht sein", sagte der Domherr. „Das Kind kannst Du nehmen, Alte. Und nun führe uns in das Stübchen der Mamsell."

Die Alte nahm das Kind und trug es in das Haus.

Der Domherr und die Frau Mahler folgten ihr.

Das Innere des Hauses war wohl nicht minder sonderbar eingerichtet, wie das Aussehen des Aeußern war, und doch entsprach es diesem nicht. Durch das enge Eingangsthor trat man sofort in eine Vorhalle. Sie war weit, niedrig, grau. Es herrschte kaum ein Halbdunkel darin; sie empfing ihr Licht nur durch zwei der schmalen Fenster, die zur Seite der Thür oben neben deren Gesimse angebracht waren. Die grauen Wände waren völlig kahl. Es befand sich nur noch eine einzige niedrige Thür darin, der Eingangsthür gegenüber. Rechts im Hintergrunde war eine Treppe, die in die obern Theile des Hauses führte. Sie war von Stein, breit, bequem.

Die alte Frau erstieg sie. Der Domherr und die Frau Mahler folgten. Man kam in einen schmalen, ziemlich hellen Gang. Die zweite Thür des Ganges wurde von der alten Frau geöffnet.

Sie traten in das Gemach, in das sie führte.

Es war ein kleines Stübchen, dasselbe, durch dessen offenes Fenster man von außen die schneeweißen Vorhänge, die zierlichen Blumentöpfe mit den blühenden Rosen und den andern Blumen des Sommers gesehen hatte. Es herrschte eine wunderbare Einfachheit darin; nur wenige Möbel von derbem Eichenholz; aber sie mußten schon seit Hunderten von Jahren gestanden haben, das Holz war dunkelbraun vor Alter. Sie hatten vielleicht auch schon seit mehr als hundert Jahren in dem Stübchen gestanden und auf der nämlichen Stelle, auf der man sie heute noch sah; jedes einzelne Stück paßte gerade dahin; man konnte es sich auf keinem andern Platze denken. Zu der Einfachheit und Ordnung kam die höchste Sauberkeit; die alten Möbel glänzten, als wenn sie am Tage vorher frisch aufpolirt wären; über der Kommode lag ein Tuch, so weiß wie die Vorhänge des Fensters; über den Tisch war eine Decke von dem feinsten grauen Leinendamast gebreitet; an dem Schranke wie in dem ganzen Zimmer war kein Stäubchen zu sehen.

Die Einfachheit thut immer und überall wohl; Ord-

nung und Reinlichkeit können übertrieben sein und machen dann ängstlich. Hier paßten sie zu der Einfachheit; hier that Alles wohl; man fühlte sich behaglich, heimlich, heimisch. Und unwillkürlich mußte man an die Hand denken, die hier geordnet hatte, die hier waltete. Es konnte nur eine weibliche Hand sein.

„Führe uns in das Stübchen der Mamsell", hatte der Domherr der alten Frau befohlen.

Sie waren in dem Stübchen der Mamsell Karoline, der Herrin des Hauses, der Besitzung in dem Thale.

Der Domherr war schon still in die halbdunkle Halle eingetreten; er hatte, während sie die Treppe hinaufstiegen, kein Wort gesprochen; in dem Stübchen schien es ganz wie eine feierliche Rührung über ihn gekommen zu sein. Er warf einen schnellen Blick umher.

„Ah, ah", sagte er leise für sich.

Dann trat er rasch an das Fenster, und da stand er lange und still, als wenn er hinausblickte. Aber er sah wohl nicht hinaus; er wollte sein Gesicht, seine Augen nicht sehen lassen.

„Setzen Sie sich, liebe Frau Mahler", sagte er einmal, und seine Stimme klang so sonderbar bewegt, und er wandte sich nicht um zu der Frau, zu der er sprach.

Erst nach einer Weile drehte er sich wieder um. Er

sah sehr ernst aus; seine Augen blitzten nicht, sie schienen feucht zu sein.

„Christine, besorge uns einen Imbiß“, sagte er zu der Frau.

Die Alte verließ das Zimmer.

Zu seiner Reisegefährtin sagte er dann:

„Sie nehmen es mir doch nicht übel, liebe Frau, wenn ich Sie verlasse? Ich muß fort; ich kann nun einmal nicht anders.“

„Ich würde bedauern“, erwiderte ihm die Frau, „wenn Sie sich um meinetwillen den geringsten Zwang auflegten.“

„Hm, es wäre besser, wenn ich es thäte. Dame Gisbertine —“

Er brach ab, wie so oft, wenn er von der Dame Gisbertine sprach.

„Aber ich lasse Ihnen ein paar Zeilen zurück“, setzte er hinzu.

In einer Ecke des Zimmers neben dem Fenster stand ein kleiner Schreibtisch mit einer Schieblade, in der der Schlüssel steckte. Der Domherr setzte sich an den Tisch. In der Lade mußte sich Schreibmaterial befinden. Aber er öffnete sie nicht. Sie konnte auch Briefe, andere Geheimnisse der abwesenden Bewohnerin des Zimmers verbergen. Er zog aus der Tasche seines Rocks ein Notiz=

buch hervor, riß aus diesem ein Blatt heraus und schrieb darauf mit einer Bleifeder, die er bei sich führte.

Das Geschriebene gab er offen der Frau Mahler.

„Es ist an Karoline. Aber ich bitte Sie, es zu lesen. Vielleicht wünschen Sie etwas hinzugesetzt."

Die Frau mußte es lesen. Es lautete:

„Vor allem, meine liebe, gute Karoline, daß ich noch lebe. Näheres darüber später, morgen oder übermorgen. Ich habe Dir eine Frau zugeführt, mit der Bitte, sie freundlich aufzunehmen. Ich sage Dir nichts über sie, wie ich ihr nichts von Dir gesagt habe. Ihr werdet Freundinnen werden; dann sagt Ihr Euch selbst und von selbst Alles. Dein Florens."

„Ist es so recht?" fragte er.

„Wie bin ich Ihnen für Ihre Güte dankbar!" sagte die Frau.

„Nicht nöthig! Nicht nöthig!"

Die alte Christine hatte den Imbiß gebracht.

Er schenkte sich ein Glas Wein ein, trank es aus und nahm ein Stück Brod in die Hand.

Damit brach er auf.

„Gehe es Ihnen gut, liebe Frau Mahler. Grüßen Sie die Karoline von mir. In ein paar Tagen sehe ich nach, wie es Ihnen hier geht."

Er gab der Frau die Hand, verließ das Zimmer, das

Haus, sagte der alten Frau ein kurzes Adieu und stieg wieder in seinen Wagen.

Der Wagen fuhr dem andern Ende des Thals zu.

In dem Thale begegnete man noch fortwährend jener Ordnung und stillen Geschäftigkeit.

Der Domherr sah mit Wohlgefallen hinein.

„Auf Allem, was sie thut, ruht der Segen Gottes", sagte er.

Als er das Thal verlassen hatte, kam er wieder in engere Schluchten. Aus diesen führte dann der Weg nach Hofgeismar geradeaus in eine weite Hochebene, während die Diemel mit ihren Bergen und Schluchten und Thälern nach links abbog.

Der Wagen des Domherrn hatte in dem Wege nach Hofgeismar noch keine zwanzig Schritte zurückgelegt, als links von der Diemel her laut gerufen wurde.

„Onkel Florens! Onkel Florens!" rief jubelnd eine weibliche Stimme.

„Halt! halt!" rief der Domherr seinem Kutscher zu

Eine offene Bergchaise, ähnlich der des Domherrn, kam das Ufer der Diemel entlang.

Eine einzelne Dame saß darin.

Der Domherr hatte sie schon an der Stimme erkannt. Als er sie sah, war er auch schon aus seinem Wagen heraus, in einem Sprunge.

In einem Sprunge flog auch die Dame aus dem ihrigen, dem alten Herrn entgegen.

„Onkel Florens! Du lebst noch!" rief sie.

„Karoline, mein Engel!" rief er.

Die Dame lag in seinen Armen.

Der Domherr umfing sie.

Sie küßten sich wie Vater und Tochter, die nach langer Trennung sich wiedersehen.

Es war eine schöne, junge Mädchengestalt, groß, fast majestätisch, schlank und elastisch dabei; das Gesicht frisch wie Milch und dabei so treu und ehrlich und so klug und verständig, das ganze Wesen so einfach und natürlich und doch so voll Anmuth und Adel.

Das schöne Gesicht strahlte in Glück und Freude.

Glück und Freude glänzten in dem Gesichte des Domherrn.

„Mädchen, Du wirst ja immer schöner", sagte er. „Und auch gewachsen bist Du noch. Wie alt bist Du denn?"

„Neunzehn Jahre, Onkel Florens."

„Ja, ja, neunzehn Jahre! Wie die Zeit vergeht!"

Und durch das Gesicht des Domherrn zog etwas wie eine sehr wehmüthige Erinnerung.

Aber er fuhr mit der Hand über die Stirn und die Augen, wohl damit sie ihm nicht feucht werden sollten und er das schöne Mädchen wieder recht klar und

hell ansehen könne. Und er verlor sich in ihrem Anschauen.

Das Mädchen hatte wohl nicht gesehen, wie ihm das Herz war bewegt worden.

„Aber wo warst Du im vorigen Jahre, Onkel Florens?" fragte sie. „Wenn Du wüßtest, wie ich mich geängstigt habe!"

Die Frage schien den Domherrn verlegen zu machen.

„Wir reden ein andermal darüber, Karoline."

Sie konnte dennoch nicht abbrechen.

„Ich hatte Dich so sicher erwartet. Du warst ja noch keinen Sommer ausgeblieben, solange ich zurückdenken kann. In den letzten Tagen des Juni warst Du immer spätestens eingetroffen. Es kam der erste, der zweite, der dritte Juli; Du kamst nicht nach Ovelgönne. Ich schickte zum Bade; Du warst auch da nicht. Ich wartete noch zwei Tage. Da konnte ich es nicht mehr aushalten; ich fuhr selbst nach Hofgeismar. Du warst nicht da; man wußte nichts von Dir; nicht in Deinem Quartier, in dem Du seit dreißig Jahren und länger Sommer für Sommer gewohnt hattest, nicht unter Deinen alten Bekanntschaften des Bades. Kein Mensch hatte nur das Geringste von Dir gehört. Die Leute meinten, Du müßtest krank sein, Du werdest später als Reconvalescent noch eintreffen. Aber Du kamst auch

später nicht. Der ganze Sommer verging, Du kamst nicht. Ich glaubte Dich todt. Aber eine Stimme in meinem Herzen sagte mir, es sei nicht so; Du hättest unmöglich sterben können, ohne an mich zu denken, ohne irgend einem Menschen den Auftrag zu geben, daß er mir Deinen Tod mittheile."

Sie konnte nicht weiter sprechen, sie mußte laut schluchzen; die hellen Thränen liefen ihr über das schöne, frische, so edel geformte Gesicht.

Der Domherr ergriff gerührt ihre Hand.

„Ich lebe ja noch, Kind! Ich lebe ja noch!

Das Mädchen fuhr fort:

„Auch der Herbst verging und auch der Winter und das Frühjahr wieder, und immer und immer kam keine Nachricht von Dir, und ich konnte nicht an Dich schreiben; ich wußte nicht, wo Du warst. Du hattest es mir ja nie gesagt. Der Onkel Florens aus Westfalen, der meist am Rhein wohnte und alle Jahre im Sommer zu mir nach Ovelgönne kam, mehr hatte ich ja nie von Dir zu wissen gebraucht. Domherr von Aschen, weiter stand nichts in den Kurlisten zu Hofgeismar, und mehr wußte Keiner von Dir, den ich fragte, und Westfalen ist groß. O, wie schwere Angst und Sorge hatte ich um Dich! Und kein Mensch konnte sie mir abnehmen. Nur das Bild meiner Mutter trug sie mit mir, theilte sie mit mir.

Ja, lieber Onkel Florens, wenn ich vor dem blassen Gesichte saß — aber Du lachst mich aus!"

Er lachte sie nicht aus.

Ein heftiger innerer Schmerz hatte ihn wohl übermannen wollen, und um ihn nicht aufkommen zu lassen und zu zeigen, hatte er seinem Gesichte Gewalt angethan, daß das Mädchen meinte, er lache.

„Nein, nein, Karoline, mein Engelskind!" rief er. „Und nun verzeihe mir. Ich habe Unrecht an Dir gethan. Alte Junggesellen werden ja die verkörperten Egoisten."

„Du Egoist, Onkel Florens?"

„Was anders? Aber ich werde mich bessern, und noch heute werde ich dahinten in der Brunnenliste meine Adresse einschreiben, daß jedes Kind wissen kann, wo ich in der Welt zu finden bin, und Du sollst mir von nun an regelmäßig alle Vierteljahre schreiben, oder noch lieber alle Monate, wenn es Dir nicht zu viel Last macht."

„Alle Monate, Onkel Florens!"

„Und Du sollst mir Alles schreiben, was Du auf dem Herzen hast, und auf jeden Brief sollst Du eine Antwort von mir erhalten. Bist Du nun zufrieden mit mir?"

„Wer könnte unzufrieden mit Dir sein, lieber Onkel Florens!"

Aber als er von dem sprach, was sie auf dem

Herzen habe, war sie auf einmal nachdenklich geworden.

„Hm, warum machst Du denn das Leichenbittergesicht?“ fragte er sie. „Vorhin, im ersten Augenblicke, da Du mich sahst, hattest Du nur die helle Freude in den Augen, in den Händen, in den Füßen — wie sprangst Du aus dem Wagen! Das Herz bebte mir! Was hast Du jetzt?“

Der alte Herr hatte recht gesehen; die helle Freude war nicht mehr in dem schönen Gesichte seines Engelkindes; eine Verlegenheit, die an Aengstlichkeit grenzte, spiegelte sich darin, und sie wuchs, während der Domherr davon sprach.

„Wann kommst Du nach Ovelgönne, Onkel?“ fragte sie.

„Ist das die Antwort auf meine Frage?“

Sie schlug die Augen nieder.

„Ah, wenn ich komme, soll ich die Antwort erhalten?“

Sie nickte.

„Mädchen, Du hast etwas auf dem Herzen! Heraus damit, jetzt gleich!“

Sie hatte mit Bedenken gekämpft; sie hatte sie aber auch mit ihrem klaren, richtigen Sinn schnell überwunden.

„Ja, Onkel Florens, ich habe etwas auf dem Herzen. Ich bin Braut.“

„Und ich erfuhr nichts davon?“

„Wußte ich, wo Du warst?"

„Erzähle mir, mein Kind."

Der Domherr war doch ernst, sehr ernst, fast besorgt geworden.

„Hast Du von dem Major Friedrichs gehört?" fragte das Mädchen.

„Major? Major?" rief der Domherr. „Major war er in den Feldzügen der vorigen Jahre. Jetzt ist er Oberstlieutenant, Commandeur eines Landwehrregiments. Er ist einer der tapfersten Offiziere der Armee; die Zeitungen berichteten alle Tage von ihm. Was soll der?"

Das Mädchen hatte ihm mit leuchtenden Augen zugehört.

„Er ist mein Bräutigam", sagte sie stolz und glücklich.

„Erzähle mir, Mädchen."

„O, Onkel Florens, das ist eine lange Geschichte."

„Also eine Liebesgeschichte?"

„Ja."

Der Domherr hatte sich rasch besonnen.

„Höre, Karoline, so erzähle sie mir heute nicht, aber morgen oder übermorgen, wenn ich zu Dir komme, und dann vor dem Bilde Deiner Mutter!"

„Das soll geschehen, lieber Onkel Florens."

Dem Domherrn war dann etwas Anderes eingefallen,

und es trübte ihm die Freude, und er durfte es doch nicht zeigen. Fragen mußte er aber.

„Hast Du kürzlich Nachricht von ihm?“

„Vor acht Tagen die letzte.“

„Und woher?“

„Aus Namur! Er erwartete bald eine Schlacht.“

„So, so! Nun, morgen, spätestens übermorgen erzählst Du mir. Aber jetzt eine Bitte an Dich, mein liebes Mädchen.“

„Du an mich eine Bitte?“

„Ich habe Dir eine Unglückliche zugebracht, eine Frau mit ihrem Kinde; Frau Mahler heißt sie. Weiter weiß ich eigentlich nicht viel von ihr. Was es noch ist, wird sie Dir selber sagen, und wenn Ihr Freundinnen werdet — ob Ihr es werden könnt, werdet Ihr ja schon sehen — so wird sie Dir wohl noch mehr sagen. Nimm sie jedenfalls mit der Liebe und Freundlichkeit bei Dir auf, die das Unglück verdient.“

„Ihr Unglück wird mir heilig sein, Onkel.“

„Ich wußte es. Und nun noch eine Frage. Du kommst von Niederhelmern, wie mir die alte Christine sagte. Hast Du dort helfen können? Es macht Dir Freude zu helfen, und ich möchte Deine Freude theilen.“

Die Augen Karolinens waren trübe geworden.

„Ich konnte nicht helfen. Da war großes Unglück.

Der Krieg hat den armen Leuten die Stütze genommen. Der Ernährer der Familie wurde zur Landwehr eingezogen; da sind sie immer mehr heruntergekommen, und nicht blos in ihrem Nahrungsstande."

„Du sollst mir auch das nächstens erzählen. Ich habe jetzt keine Zeit mehr. Ich werde in Hofgeismar erwartet. Habe ich Dir schon von meiner Nichte Gisbertine gesprochen?"

„Noch nie."

„Ja, ja — vor zwei Jahren! Nun, Du sollst auch von ihr erfahren. Lebe wohl, mein Kind!"

Er nahm einen zärtlichen Abschied von ihr.

Sie setzte dann ihren Weg nach Ovelgönne, er den seinigen nach Hofgeismar fort.

Als er wieder allein war, sprach er für sich:

„Ja, ja, der Krieg, er ruinirt Alles, selbst die Freiheit, die er erkämpfen soll. Es ist eine alte Geschichte. Und die Landwehr, die die Throne wieder befestigt hat — hm, hm, die Welt weiß auch von einer uralten Geschichte zu sprechen, die man den Lohn der Welt nennt. Und die arme Karoline! Noch schlägt ihr das Herz so glücklich! Und vielleicht hat der Tod ihr schon in diesem Augenblicke den Mann ihres Herzens, ihres Glückes entrissen! Und das Herz der Unglücklichen, an dem sie einen Trost suchen könnte, wird es nicht den gleichen Verlust

zu beklagen haben, gar den Gatten, den Vater ihres Kindes? Aber sagte sie nicht, daß sie eine Verbrecherin sei? Gegen wen ist sie es? Wird der Tod des Mannes — Aber wer wird anklagen, wo er nichts weiß! — Und zu dem dritten Herzen, das in dem wilden Kriege zu verlieren hat, Alles, Alles verlieren kann, komme ich jetzt, und wird sie unglücklich sein, diese unglückliche Gisbertine?"

Er kam in Hofgeismar an. Die Sonne wollte gerade untergehen.

„Zu dem Linke'schen Hause!" hatte er seinem Fuhrmann gesagt. „Kennst Du es?"

„Ja, Euer Gnaden."

Er fuhr an dem Hause vor.

Der alte Diener Johann trat schon heraus.

„Alles in Ordnung, Johann?"

„Zu Befehl, Euer Gnaden!"

„Auch die Wohnung für den General?"

„Im zweiten Hause links hierneben."

„Der General schon da?"

„Noch nicht."

Der Domherr ging in das Haus.

Auch die Wirthsleute waren ihm schon entgegengekommen. Sie hatten ihre herzliche Freude, den alten langjährigen Gast wiederzusehen; der Domherr freute sich mit ihnen.

Dann riefen ihn die Klänge eines Posthorns wieder hinaus.

„Der Wagen des Herrn Generals“, sagte Johann.

Der alte Diener eilte zu dem Wagen, um ihn zurecht zu bringen.

Der Domherr folgte ihm langsamer zu dem zweiten Hause links nebenan.

Es war ein freundliches kleines Landhaus in einem reizenden Gärtchen. Man ging in Gärtchen und Haus ohne Stufen; dem General war das Bein zerschossen; er konnte also nicht wohl Treppen steigen.

„Der Johann hat an Alles gedacht“, sagte sich der Domherr. „Hm, hm, und Dame Gisbertine?“

Sie nur allein schien ihn am Ende zu beschäftigen.

Eine Extrapost, von Johann geleitet, hielt vor dem Häuschen.

Es war ein bequemer, eleganter Reisewagen; die Fenster waren niedergelassen, wohl gegen den Chausseestaub; er bedeckte sie, daß man nicht hindurchsehen konnte. Hintenan hing ein kleines Coupé, wie an dem Wagen des Domherrn; ein Bedienter und eine Kammerjungfer saßen darin.

Der Bediente war aus dem Coupé und an den Kutschenschlag gesprungen, als der Wagen hielt; an demselben Schlage stand der Diener des Domherrn.



Aber der Domherr war beiden zuvorgekommen; er hatte den Wagen geöffnet.

„Guten Abend, Vetter Steinau", sprach er hinein.

„Guten Abend, Vetter Aschen", wurde ihm geantwortet.

Es war eine tiefe Schlachtenstimme, die ihm antwortete.

„Vetter Steinau", sagte der Domher, „wollen Sie zuerst aussteigen, oder sollen zuerst Ihre Krücken kommen?"

„Zuerst die Krücken."

Zwei starke lange Krücken wurden aus dem Wagen gereicht; sie mußten für einen Riesen sein.

Der Domherr nahm sie und reichte sie dem Bedienten des Generals.

Aus der andern Ecke des Wagens kam eine Stimme.

„Onkel Florens, Du könntest mir behülflich sein; dem Onkel Steinau helfen die Bedienten."

Es war eine außerordentlich wohlklingende Frauenstimme, die die Worte sprach; sie sprach nur nicht eben sehr sanft, vielmehr ungeduldig, fast befehlend.

Der Domherr blickte ruhig zu ihr in den Wagen hinein.

„Laß Dir von Deiner Jungfer helfen, Gisbertine. Wenn Du so alt bist wie Dein Onkel Steinau und auf Krücken gehen mußt wie er, dann sollst Du die erste sein."

Er sprach es kalt und ruhig, wie sein Blick war. Und er sprach zu seiner Nichte Gisbertine, die ihm auf seiner ganzen Reise nicht aus den Gedanken gekommen war, deren mannichfache Rücksichtslosigkeiten ihm ebenso viele Befehle gewesen waren.

Er erhielt keine Antwort. Er schien auch keine zu erwarten.

Er half seinem Vetter Steinau aussteigen; die beiden Bedienten halfen ihm.

Der General von Steinau war eine fast riesige, kräftige, stramme Soldatengestalt. Das rechte Bein war ihm im vorigen Feldzuge zerschossen; es war zwar geheilt, der General konnte aber noch nicht darauf treten; das Bad sollte es ihm erst völlig wieder stärken. Als er seine Krücken unter den Armen hielt, stand und ging er fest und gerade, daß man meinte, er habe sofort wieder eine Schlacht commandiren oder auch wohl eine Parade führen können. Er war allerdings eine riesige, kräftige und prächtige Soldatengestalt; er hatte auch jene tiefe Schlachtenstimme, und er trug wohl als Zeugen seines persönlichen Muthes das Großkreuz des Ordens pour le mérite, das zugleich anzeigte, daß er im Besitze aller andern militärischen Orden seines Königs sei. Aber den großen Feldherrn glaubte man doch seinem strammen und steifen Wesen nicht ansehen zu können und

mußte bei seinem Anblicke an die Gamaschenzeit denken, die freilich vorüber war, und an die Zeit der Paraden, die noch nicht vorüber war.

Daher verschwand denn auch wohl die kleine Gestalt des geistlichen Herrn nicht neben der riesigen des Soldaten. Der Domherr reichte dem General kaum bis an die Schultern, er war beweglich neben der Gemessenheit des Andern. Aber seine Bewegungen waren fein, vornehm, anmuthig, und sein Gesicht war aristokratisch geschnitten und aus seinen dunklen Augen blitzte Geist und die krausen grauen Haare deuteten Charakter an, während an dem General Alles eben nichts Ungewöhnliches zeigte.

Der General umharmte den Domherrn etwas steif.

Und der Domherr, wenn auch seine angeborene Gutmüthigkeit dem Gelähmten Hülfe geleistet hatte, machte doch wenig Umstände mit seinem Verwandten.

„Sie haben mich ja vortrefflich einquartiert“, sagte der General.

„Es soll mich freuen, wenn es Ihnen hier gefällt“, versetzte der Domherr. „Mein Johann soll Sie in das Innere führen. Ich muß mich doch nach der Gisbertine umsehen. — Johann, Du hast gehört.“

Damit kehrte er zu dem Wagen zurück.

Die Begleiterin des Generals war mit Hülfe ihrer Jungfer ausgestiegen.



Es war eine schöne junge Dame im Anfange der zwanziger Jahre; eine zierliche, reizende, schlanke Gestalt; reiches aschblondes Lockenhaar; dunkelblaue, außerordentlich sanfte Augen; blendend weißer, durchsichtiger Teint; bei dem Allem in dem feinen Gesichte, in dem ganzen zierlichen Wesen der Ausdruck einer gewissen Bestimmtheit und Entschiedenheit.

Sie war mit dem Ordnen ihres Anzugs beschäftigt, als der Domherr zu ihr trat; vielmehr die Zofe war es; die Dame ertheilte nur Befehle. Der Domherr stand vor ihr, sie blickte nicht nach ihm auf.

Der Domherr sah sie schweigend, mit einem eigenthümlichen Lächeln an.

„Guten Abend, Gisbertine“, sagte er dann.

Sie antwortete ihm nicht, sie sah nicht nach ihm auf.

„Guten Abend, Gisbertine“, wiederholte er mit seinem ruhigen Lächeln. „Du hattest bisher noch keinen für mich. Du hattest nur einen Befehl für mich.“

Die Dame sprach:

„Ich bin nicht gewohnt, vernachlässigt zu werden“, sagte sie, ebenfalls vollkommen ruhig.

„Guten Abend, Gisbertine“, wiederholte der Domherr nochmals.

„Guten Abend“, sagte sie kurz.

„Endlich!“ lächelte der Domherr.



„Also Du bist nicht gewohnt, vernachlässigt zu werden?“ fragte er dann.

„Ich sagte so“, erwiderte sie.

„Und wenn ich nun nicht gewohnt wäre, Befehle zu empfangen?“

„So passen wir nicht zusammen.“

„Und warum kamst Du denn hierher zu mir?“

„Um des Onkels Steinau willen.“

„Aber der Onkel Steinau wollte nach Pyrmont!“

„Ja!“

„Und von Dir ging der Gedanke aus, hierher zu gehen. Du wolltest also etwas von mir!“

Sie sah vor sich hin, ob sie ihm antworten solle.

„Du wolltest etwas von mir, Gisbertine!“

Sie hatte noch keinen Entschluß gefaßt.

„Hast Du mir nichts zu sagen, Gisbertine?“ fragte er.

„Nein“, antwortete sie fast trotzig.

„Auch keine Frage an mich?“

„Nein!“ wiederholte sie fast heftig.

„Hm, Gisbertine, seit heute früh wüthet die Schlacht drüben über dem Rhein.“

Sie zuckte zusammen. Ihr schönes Gesicht wurde weiß. Aber es dauerte kaum eine Sekunde. Dann hatte sie ihre volle Fassung wieder.

„Gehen wir ins Haus, Onkel Florens. Der Onkel

Steinau wird auf mich warten. Deinen Arm, wenn ich bitten darf."

Sie nahm seinen Arm.

„Du zitterst nicht, Gisbertine?" fragte er.

„Zittern? Wovor?" erwiderte sie stolz.

„Gisbertine, ich erhielt gestern Abend einen Brief von Gisbert."

„Er lebt also noch!" sagte die Dame kalt.

Der Domherr fuhr ruhig fort:

„Er schrieb aus Charleroi."

„So!"

„Er erwartete am andern Tage eine Schlacht."

„Warum erzählst Du mir das, Onkel?"

„Weil" — der Domherr verlor doch beinahe seine Ruhe — „wenn der arme brave Mensch heute gefallen ist oder morgen fallen wird, Du seine Mörderin bist!"

„Ich erstaune, Onkel Florens."

Der Domherr war wieder Herr über sich; es mochte ihm Anstrengung genug kosten.

„Gehen wir ins Haus, Gisbertine."

„Ich bat Dich schon darum."

„Noch eine Frage, Gisbertine", sagte er dann. „Unter welchem Namen willst Du hier sein?"

Sie sah ihn verwundert an.

„Als Freifräulein von Aschen."

„Hm", sagte der Domherr.

Sie hatten das Haus erreicht.

„Du wirst allein sein wollen", sagte der Domherr.

„Ja!"

Sie trennten sich.

Der Domherr blieb in tiefen Gedanken in der Hausthür stehen.

„Wie empfing die eine mich mit dem jubelnden Freudengeschrei! Und wie diese! Freilich, freilich! Karoline hat immer das brave, edle Herz, dem sie nicht den Schatten eines Vorwurfs machen kann. Und diese? Aber wie ist es denn? Macht denn der Mensch dem Herzen Vorwürfe, oder das Herz dem Menschen? Vom Gewissen spricht man! Was ist denn das Herz? Und was ist das Gewissen?"

Zweites Kapitel.

Nachrichten vom Kriegsschauplatze und wie es unterdeß in deutschen Landen aussieht.

Etwa drei Viertelstunden von Hofgeismar entfernt liegt in einer jener engen Bergschluchten, durch welche die Diemel fließt, eine alte Sägemühle, deren Räder von dem Flusse getrieben werden. Anderthalbhundert Schritt von der Mühle entfernt liegt ein neues Haus — es war wenigstens im Jahre 1815 noch neu — umgeben von einem freundlichen Gärtchen und einem Rasenplatz, der sich bis an die Diemel erstreckt. Das Haus ist halb verborgen von krausen Obstbäumen; den Rasenplatz fassen schattige Linden und an dem Ufer des Flusses dichte Weidenbäume ein. Haus und Garten und Rasenplatz liegen in der Mitte der engen Schlucht und sie liegen dort reizend zwischen den hohen, steilen, mit dunkler Laubwaldung bedeckten Bergen und an dem klaren Flusse, der tief und rauschend zwischen ihnen hinströmt.

Mühle und Haus gehören einem und demselben Besitzer. In dem Hause wird eine Wirthschaft betrieben. Der Müller hat diese Wirthschaft für die Dauer der Badesaison in Hofgeismar an einen Wirth aus Kassel verpachtet, der jeden Sommer mit allem Apparat für den Comfort eines Gast- und Kaffeehauses hinzieht.

Die Dahlheimer Sägemühle ist bekanntlich der anmuthigste Vergnügungsort für die elegante Badewelt in Hofgeismar. Sie wird täglich von dem Badeorte aus besucht, zu Fuße, zu Wagen, zu Pferde, und es mag selten ein Tag vergehen, an dem nicht gemeinschaftliche Partien dahin gemacht werden.

Sie liegt auf jener Strecke, auf welcher die Diemel Preußen und Kurhessen scheidet, an deren linkem Ufer, also auf kurhessischem Gebiete.

Am zweiten Tage nach den im vorigen Kapitel erzählten Begebenheiten saß auf einer Bank vor dem freundlichen Hause in dem Schatten eines großen Birnbaums ein hübsches junges Mädchen. Sie schien eine Kellnerin des Hauses zu sein. Sie war mit Stricken beschäftigt.

Es war noch sehr früh am Nachmittage, kaum zwei Uhr. Da waren noch keine Gäste auf der Sägemühle und auch sobald noch keine zu erwarten. Die Badegäste haben überall des Vormittags vollauf mit Baden und Brunnentrinken zu thun und mit dem, was dazu gehört.

Dann müssen sie mit Bequemlichkeit ihr Mittagsmahl genießen, und nun erst dürfen sie an ihre Landpartien denken.

In jenem Jahre 1815 war überdies das Bad zu Hofgeismar nur sehr spärlich besucht.

Was damals in Deutschland Mannesmuth hatte, wenn auch erst die Kräfte des Knaben, war in jenen gewaltigen Heereshaufen über den Rhein gezogen, den deutschen Erbfeind noch einmal niederzuwerfen; Männer, Jünglinge, Greise, Knaben, selbst schwache Weiber hatten sich ihnen zugesellt. Die nicht mitziehen konnten, waren nur in um so bangerer Sorge um die Lieben zurückgeblieben, die sie in allen Beschwerden und Gefahren eines schweren Kriegs wußten.

Das war keine Zeit für ein fröhliches, lustiges Badeleben.

Die Leere des Bades Hofgeismar wirkte auch auf den Besuch der Dahlheimer Sägemühle zurück.

Dennoch war von dieser Alles auf Gäste eingerichtet. Die Pfade des Gärtchens waren frisch mit weißem Sand bestreut, in den Lauben standen Tische und Bänke geordnet. Der große grüne Rasenplatz war vor wenigen Tagen gemäht; das Gras hatte so eben wieder seine zarten spitzen Hälmchen bekommen; man sah darüber hin, als wenn es der feinste Sammt wäre. Rund um den

Platz herum unter den Linden und Weiden, die ihn umgaben, waren ebenfalls in bester Ordnung weiß und blank gescheuerte Tische mit Stühlen und Bänken aufgestellt. Das Alles war so freundlich in der hellen Mittagssonne und in dem Schatten unter den Bäumen, in der engen Schlucht zwischen den hohen, steilen Bergen, in der tiefen Stille, die in der ganzen Schlucht herrschte; man vernahm keinen Laut als das Rauschen der vorbeifließenden Diemel, die Sägemühle hinten stand während der Mittagszeit still, und selbst die Vögel in Berg und Wald schienen ihre Mittagsruhe zu halten. Nur ein munterer Kukuk rief zuweilen oben auf dem Berge, als wenn er seine trägern Kameraden herausfordern wolle, erhielt aber keine Antwort.

Die hübsche junge Kellnerin saß bei ihrer Arbeit, die ja nur eine fast mechanische Beschäftigung ihrer Hände war, in tiefen Gedanken. Auf die Tische, Bänke und Stühle und darauf, ob sonst Alles ordentlich und sauber sei, hatte sie wohl schon vorher die Blicke gerichtet; sie konnte auf der Bank vor dem Hause Alles, beinahe die ganze kleine Schlucht übersehen. Die klaren hübschen braunen Augen schweiften weiter über den Strom, über die Berge jenseits hinüber, nach links, nach Westen hin. Die klaren Augen wollten ihr dabei trüber werden. Seufzer wollten sich der jugendlichen Brust entringen.

Sie mußte mit ihren Gedanken in die Nähe zurückkehren.

Das Knallen einer Peitsche wurde laut, gleich darauf das Rollen eines Wagens. Es war noch jenseits der Schlucht, rechts vom Hause, wohin die Diemel abfloß. Der Weg von Hofgeismar mündete dort in die Schlucht. Der Wagen, den man hörte, mußte von dem Bade kommen.

Eine offene Equipage fuhr nach wenigen Augenblicken in die Schlucht. Ein einzelner Herr saß darin, ein kleiner alter Herr mit lebhaften, blitzenden Augen, mit grauem, krausem Haar; das Domherrnkreuz trug der Domherr von Aschen immer auf der Brust.

Der Wagen fuhr vor dem Hause vor; der Domherr sprang heraus.

Er sah sich mit ein paar kurzen schnellen Blicken Haus und Umgebung an.

Dann wandte er sich zu der Kellnerin, die sich von der Bank erhoben hatte und, Befehle erwartend, dastand.

„Das ist ja Alles neu und hübscher hier geworden."

„Das Haus ist im Frühling vorigen Jahres neu gebaut", sagte ihm die Kellnerin.

„Ich meine nicht blos das Haus", erwiderte der Domherr.

Er zeigte auf das Gärtchen, auf den Rasenplatz.

„Und auch die Kellnerin!“ sagte er dann galant.

Das Mädchen wurde roth.

„Nun, nun“, sagte der Domherr, „zu schämen brauchen Sie sich nicht; wenn man jung ist, muß man hübsch sein.“

„Befehlen Sie etwas?“ fragte das Mädchen.

„Hm, ich bitte um eine Tasse Kaffee und für meinen Kutscher um einen Schoppen Wein und um Brod und Käse, soviel er will.“

Das Mädchen wollte in das Haus gehen, um das Verlangte zu besorgen. Sie wurde aufgehalten.

Oben in der Gegend der alten Sägemühle wurde an dem jenseitigen Ufer der Diemel eine Stimme laut.

„Hol' über!“ wurde gerufen.

Gleich oberhalb der Mühle war eine Fährstelle. In einer kleinen Bucht lagen dort zwei kleine Nachen und ein etwas größerer Kahn zum Uebersetzen von dem einen Ufer zu dem andern. Sie waren aber nur zum Uebersetzen von Menschen bestimmt. Die Fähre gehörte zur Mühle.

Die Kellnerin hatte gestutzt, als sie den Ruf hörte, wie wenn sie eine bekannte Stimme vernommen habe. Sie hemmte den Schritt, den sie schon zum Hause gelenkt hatte; dann sprang sie rasch ein paar Schritte zur Seite. Sie hatte dort den Blick nach der Fährstelle frei.

„Er ist's!" rief sie.

Ihr hübsches Gesicht war dunkelroth geworden, aber die lebhafte Freude, die man im ersten Augenblicke darin sah, machte bald einem bekümmerten Blicke Platz. Sie stand einen Augenblick schwankend, sah auf den Domherrn, wieder zu der Fährstelle.

„Gehen Sie nur erst dahin, ich habe Zeit!" sagte der Domherr.

Aber sie hatte sich anders besonnen, sie flog in das Haus.

Der Domherr setzte sich unter einen der Lindenbäume an dem Rasenplatz.

Der Kutscher, der ihn gefahren hatte — es war ein Lohnkutscher des Bades — trat zu ihm.

„Der gnädige Herr wollte mir seine Befehle ertheilen."

„Ja, ja. Man kann von hier nach Ovelgönne nicht fahren?"

Nach Ovelgönne wollte der alte Herr also. Morgen oder übermorgen, hatte er ja der Mamsell Karoline versprochen. Er hatte doch bis übermorgen warten können, vielleicht warten müssen. Fräulein Gisbertine hatte vielleicht anderweite Befehle für ihn gehabt.

„Nur in einer Bergchaise", antwortete ihm der Kutscher „und ich wüßte nicht, wo Sie die hier in der Nähe finden sollten."

„Da ist also noch Alles beim Alten geblieben!“ bemerkte der Domherr.

„Im Gebirge verändert sich wenig, Euer Gnaden. Und jetzt, da wir hier wieder hessisch und die dort drüben wieder preußisch geworden sind, wird noch weniger geschehen.“

„Warum das?“

„Wegen des Schmuggelns, Euer Gnaden. An der preußischen Grenze sind sie gewaltig streng. Da steht hinter jedem Busch ein Grünrock mit Büchse und Säbel, und je besser und fahrbarer also die Wege wären, desto mehr Grenzwächter müßten da sein.“

„Mitten in Deutschland!“ sagte der Domherr für sich.

„Ja, ja, Euer Gnaden“, sagte der Kutscher. „Unter den Franzosen war doch wohl Manches besser, wenigstens hier in Kurhessen; da war kein Zopf, da regierte kein Stock. Nun, und in Preußen —“

„Schweigt von Preußen“, rief der Domherr.

„Nun, nun, Euer Gnaden, ich komme zuweilen hin. So erschrecklich zufrieden sind die Leute auch da nicht mit dem neuen Regiment. Wenn sie auch den alten Zopf von Anno sechs nicht wieder bekommen haben, der Stock und die Peitsche dazu sind doch wieder da, der Stock für die Soldaten und die Peitsche für die andern ehrlichen Leute. Euer Gnaden müssen es ja wissen, Sie sind ja da zu Hause.“

Der Domherr schwieg.

Der Kutscher aber, der einmal im Zuge war, fuhr fort, und der Domherr ließ ihn fortfahren.

„Und nun diese Grenzwachen und Zollsperren und Zollwächter und Zolljäger, von denen wir früher unter dem fremden Regiment auch nichts wußten! Die Franzosen hatten wohl ihre Douanen an den Grenzen, aber ihre Grenzen waren doch nicht mitten in Frankreich. Hier sind sie mitten im Herzen des deutschen Landes, und sie zerreißen dem Lande das Herz nicht ein- oder zweimal, sondern fünfzig- und hundertfach. Nehmen Sie auch da nur wieder Ihr Preußen. Ich komme als Kutscher mit den fremden Badeherrschaften viel und weit herum, und da habe ich es selbst oft genug erfahren. Ihr Preußenland allein sperrt mit seinen Zollgrenzen sich ab gegen wenigstens zwölf deutsche Länder, aus denen ihm nichts hereingebracht werden darf, wenn nicht schwere Zölle dafür bezahlt werden. Da müssen sie dann in Preußen Alles theurer bezahlen als anderswo. Das wollen die Leute natürlich nicht gern, besonders wenn sie sehen, wie ihre Nachbarn die Sachen besser und wohlfeiler haben. Da blüht dann überall der Schmuggel und der Schmuggelhandel, und der Krieg und die Hetzjagd an den Grenzen hören nicht auf. So ist es auch an der hessischen Grenze und gerade hier in dieser Gegend,

wo die Berge den Schmugglern so manchen Versteck bieten, den die weither kommenden Grenzwächter nicht kennen, und die Diemel das Entkommen leichter macht. Es werden doch noch immer genug arme Menschen erschossen, und ebenso viele, die mit dem Leben davonkommen, werden auf der Hetzjagd eingefangen und müssen dann für Jahre in das Zuchthaus, und aus den Zuchthäusern kommen nur Spitzbuben zurück. Hier an dieser Grenze will nun, wie man hört, die preußische Regierung der Geschichte ein Ende machen; es ist ihnen gerade hier in der neuern Zeit doch zu arg geworden. Da ist denn vor ein paar Tagen ein Regierungsrath aus Minden herübergekommen, der reist in den Bergen und Schluchten herum, sieht sich Alles an, hat neue Instructionen für die Grenzjäger mitgebracht, gar auch verstärkte Mannschaft, wie es heißt, setzt sich sogar mit den hessischen Grenzbehörden in Verbindung, daß diese mit den preußischen Hand in Hand gehen sollen, und so hofft man den Schmuggel in dieser Gegend ganz auszurotten. Du lieber Gott, jeder Mensch will so gut und so wohlfeil leben, wie er eben kann, und solange die Zölle bestehen, wird der Schmuggel bestehen. Was der Herr Regierungsrath aus Minden fertig bringt, wird nichts Anderes sein, als daß das Jahr ein paar Dutzend Menschen mehr todt geschossen und noch mehr arme Familien unglücklich werden. Aber weiß der

gnädige Herr, was bei dem Allem noch das Allerschlimmste ist?"

Der Domherr antwortete auf die Frage nicht. Er hatte seine Blicke den Strom hinauf nach der alten Sägemühle gerichtet, und dort schien etwas seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu haben.

Der Kutscher fuhr dennoch fort:

„Das Schlimmste ist, daß Preußen seine Grenzen so nur hauptsächlich gegen die deutschen Länder abschließt. Dahinten an der russischen Grenze soll es ganz anders sein; da sollen im Gegentheil die Russen ihre Grenze gegen Preußen absperren, und die preußische Regierung soll mit der russischen sogar einen Vertrag geschlossen haben, durch welchen das ausdrücklich so festgestellt ist und die armen preußischen Einwohner selbst für das Salz dreimal so viel bezahlen müssen, als es in Rußland kostet, und —"

Der Domherr unterbrach den Redefluß des Kutschers.

„Ich denke, wir haben nun genug von der Geschichte gesprochen. Ihr wolltet meine Befehle holen. Ihr wartet hier auf mich, bis ich zurückkomme."

„Der gnädige Herr will also zu Fuß nach Ovelgönne?"

„Ja!"

„Der gnädige Herr kennt den Weg?"

„Ja!"

Der Kutscher zog sich zurück.

Der Domherr konnte ungestört dem Anblick folgen, der sich ihm darbot.

Die hübsche Kellnerin hatte ihm seinen Kaffee gebracht und Wein, Brod und Käse für den Kutscher auf einen Tisch seitwärts am Hause gestellt. Sie war dann stehen geblieben, um nach der Fähre zu schauen.

Das Uebersetzen erforderte Zeit. Die Nachen lagen am diesseitigen Ufer. Da mußte der Fährmann zuerst einen losbinden, hinüberfahren, drüben einsteigen lassen, wieder zurückfahren.

Die Kellnerin mußte lange warten.

Endlich kam Jemand um die Mühle herum, langsam, beschwerlichen Schrittes.

Es war ein langer, hagerer, ärmlich gekleideter Mann, er ging lahm und darum auch so langsam und beschwerlich. Das eine Bein war ihm viel kürzer als das andere; dennoch, wenn er auch auf dem kürzern Beine stand, schien er noch seine sechs Fuß zu messen. Er hatte ein kränkliches, leidendes Aussehen und schien die Mitte der vierziger Jahre überschritten zu haben. Er ging auf das Haus zu. Die Kellnerin hatte er nicht gleich gesehen.

Aber sie sah ihn, das frische Gesicht röthete sich lebhafter und sie stürzte fort, auf den langen, lahmen, lei-

denden Mann zu, umfing ihn mit ihren Armen und rief: „Vater! Vater!" und vergaß alles Andere.

„Hm, wie die Karoline!" sagte der Domherr für sich. „Und Dame Gisbertine?"

Das Mädchen führte den lahmen Mann in eine Laube des Gärtchens dicht am Hause. Sie war dort mit ihm allein und doch für ihren Dienst immer bei der Hand. Sie war so glücklich; sie mußte ihn lange nicht gesehen haben; sie war so traurig, daß sie ihn so leidend wiedersah; sie war so zärtlich, denn sie trat auf die Seite des lahmen Fußes und legte seinen Arm in den ihrigen, daß er sich im Gehen auf sie stützen konnte.

Der lahme Mann freute sich ihres frischen, blühenden Aussehens.

Als beide sich recht ausgefreut haben mochten, flog das Mädchen flink aus der Laube in das Haus; nach wenigen Minuten war sie wieder da mit Kaffee und Milch und Zucker und Zwieback und dabei zwei Tassen, wie wenn zwei Gäste zwei Portionen Kaffee bestellt hätten. Sie trug es in die Laube zu ihrem Vater; sie setzte sich zu ihm; sie schenkte ihm, sie schenkte sich ein; der arme kränkliche Mann sollte sich einmal etwas zu gute thun, und damit es ihm recht gut thue, trank sie mit ihm.

Sie konnte nur nicht lange bei ihm bleiben.

Es kamen neue Gäste, zwei Handelsjuden mit breiten

runden Geldkatzen um den Leib, mit listigen Gesichtern, deren Uebermuth der vollen Geldkatzen sich bewußt war.

„Wirthschaft!“ riefen sie.

Die Kellnerin mußte zu ihnen eilen.

„Kaffee!“ befahl der eine.

„Gotts Wunder“, rief der andere, „wer wird trinken heißen Kaffee bei dieser Hitze? Wir trinken Wein.“

„Wirst Du ihn bezahlen?“

„Kann ich es doch! Also Wein, Jungfer, bringe Sie Wein. Ein ganzes Maß gleich und auch eine Flasche Schnaps und vier Gläser! Wir erwarten Gesellschaft.“

Und nun befahl auch der erste, der nur hatte Kaffee trinken wollen; er verlangte Brod und Butter und Käse und Fleisch.

Und wie das Mädchen ging, Alles zu besorgen, hörte sie drüben vom andern Ufer, hinten an der Fähre, schon wieder ein „Hol' über!“ rufen; es kamen also neue Gäste, die sie dann wieder bedienen mußte. Ihre Freude war für den Augenblick, vielleicht für längere Zeit dahin. Sie ging verdrießlich zu der Laube, sich und den Vater zu vertrösten; dann machte sie ihre Besorgungen.

Der lahme, kränkliche Mann saß so allein und traurig da.

„Hm, hm“, sagte der Domherr, und er stand auf und ging näher zu der Laube, um sich den Mann näher zu besehen.

Der Mann fiel ihm auf, schien ihm interessant zu werden.

Die ärmliche Kleidung war keine bäuerliche der Gegend; das Gesicht des Mannes hatte feine, intelligente Züge; es war so leidend, so tief und traurig nachdenklich; der Mann war so riesig groß, so hager und dürr und dabei lahmte er.

Der Domherr kehrte zu seinem Tische zurück, nahm seine Tasse Kaffee und ging damit zu der Laube.

„Ist's erlaubt?" sagte er.

Damit setzte er seine Tasse Kaffee auf den Tisch und sich auf die Bank zu dem lahmen Mann.

Der Mann zog höflich seinen Hut, rückte ein wenig und sagte:

„Es ist ja Platz hier!"

„Richtig", sagte der Domherr. „Und darum sollten Sie nicht rücken. Wenn nachher Ihr Kind zurückkommt, rücke ich, oder ich gehe auch ganz. Ihr Kind hatte eine rechte Freude, Sie wiederzusehen. Es that mir wohl. Sie hatten sie wohl lange nicht gesehen?"

„Seit zwei Jahren nicht."

„Sie sind hier in der Nähe zu Hause?"

„Ich bin Schulmeister in Heimsen, drüben im Preußischen, eine Stunde von hier."

„So, so, Schullehrer! Und wo war Ihre Tochter in den zwei Jahren?"

„Hm, Hochwürden —“ sagte der Mann.

„Ha, Sie kennen mich, Herr Schulmeister?“

Der Schulmeister zeigte schweigend auf das Domherrnkreuz.

„Ja so! Nun, was wollten Sie mir sagen?“

„Zuerst, Hochwürden, daß das Mädchen nicht meine Tochter ist.“

„Sie nannte Sie doch Vater und freute sich wie ein Kind, das seinen Vater wiedersieht.“

„Und auch ich freute mich wie ein Vater, der seine Tochter wiedersieht. Ich liebe sie auch wie mein Kind, und ich habe sie — aber das wäre eine lange Geschichte.“

„Könnten Sie sie mir erzählen?“

Der Schullehrer sann einen Augenblick nach. Auf die Frage antwortete er nicht.

„Hochwürden“, sagte er, „wünschten zu wissen, wo das Mädchen in den zwei Jahren war. Sie war Kellnerin bei dem Wirth in Kassel, der für diesen Sommer die Wirthschaft hier auf der Sägemühle gepachtet hat.“

„Und sie hatte Sie in der ganzen Zeit nicht besucht?“

„Das kostet Zeit und Geld, die solch ein armes Mädchen nicht übrig hat. Seit zehn Tagen ist sie hier. Vor fünf Tagen konnte sie es mir erst sagen lassen. Heute konnte ich sie erst besuchen. Ich habe auch nicht immer Zeit.“

„Und die lange Geschichte?“ fragte der Domherr doch noch einmal.

Der Schullehrer sann noch einmal nach.

In dem Gesicht des Domherrn war so klar die Gutmüthigkeit zu lesen. Kirche und Schule, wenn sie recht und echt sind, gehören doch nun einmal zusammen.

„Wenn sie Sie interessirt“, sagte er.

„Gewiß, Herr Schulmeister.“

„Aber ich muß weit ausholen.“

„Das pflegt man bei langen Geschichten zu müssen.“

„Ich war zuerst Soldat —“

„Mit Ihrem lahmen Fuß?“

„Ja und nein. Ich war schon in meinem achtzehnten Jahre so groß gewachsen, wie Sie mich jetzt sehen; ich war noch größer; ich lahmte noch nicht; ich maß sechs Schuh und fünf Zoll. Mein Vater war Schullehrer im Ravensbergischen. Ich sollte sein Nachfolger werden; dann konnte ich auch nicht zum Soldaten ausgehoben werden. Ich wurde in ein Seminar geschickt, nach Bielefeld. Das war mein Unglück. In der Stadt lag eine Garnison. Zu ihrer Inspicirung kam einmal ein General aus Berlin hin. Er sah mich. Der muß zur Garde nach Potsdam, war das erste Wort, das er zu den Offizieren gesagt hatte. Er ist im Seminar, er braucht nicht zu dienen, wurde ihm erwidert. Der General hatte dazu

gelacht. Nach vierzehn Tagen kamen zwei Unteroffiziere in das Seminar, holten mich mit Gewalt heraus und brachten mich im Postwagen nach Potsdam. Dort wurde ich in das erste Garderegiment gesteckt, und zwar in die erste Compagnie, in der die größten Menschen waren. Ich war so groß, daß ich im ersten Gliede nicht zu den Kleinern gehörte. In Bielefeld hatte ich keinen Menschen sprechen, über die Gewalt, die gegen mich verübt war, keine Klage führen können; auch unterwegs im Postwagen konnte ich es nicht. In Potsdam war es noch weniger möglich; ich kam nicht aus der Kaserne. Nach vierzehn Tagen sollte ich mit andern neuen Rekruten dem Könige vorgestellt werden. Der König hatte die bekannte Leidenschaft für große Menschen in seiner Garde. Du nimmst dir doch ein Herz und sagst ihm Alles, war mein Vorsatz. Aber unser Hauptmann mochte mir angesehen haben, was ich vorhatte, oder Aehnliches mochte schon oft vorgekommen sein. Am Morgen vor der Vorstellung sagte mir der Hauptmann: „Wenn Du gegen Seine Majestät ein Wort der Klage führst, so hilft Dir das nichts, als daß Du sechs Wochen auf Latten kommst. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort.““

Der Domherr unterbrach den Schulmeister.

„Im ersten Garderegiment standen Sie?“

„Ja.“

„Und in der ersten Compagnie?"

„In der ersten Compagnie."

„Hm, und wie hieß Ihr Hauptmann?"

„Baron von Steinau."

„Hm, hm! Fahren Sie fort."

„Wir wurden darauf dem Könige vorgestellt. Wir mußten zum Schlosse marschiren und uns in einem kleinen Hofe aufstellen, nur wir Rekruten; nur der Hauptmann und ein Lieutenant führten uns. Nach einiger Zeit kam der König aus dem Schlosse heraus. Offiziere waren nicht mit ihm, aber ein paar Damen. Sie schienen von der Tafel zu kommen. Er sah sehr vergnügt aus, auch die Damen. Königliche Prinzessinnen waren diese Damen nicht; wenn sie auch mit Gold und mit Sammt und Seide beladen waren, sie sahen nicht vornehm aus und der König ging auch nicht sonderlich mit ihnen um. Aber besonders die eine war sehr schön und mit ihr sprach auch der König meist. Ich sah sie später noch einige Male und da hörte ich, daß sie Madame Rietz hieße und die Frau, ich glaube, eines Kammerdieners des Königs sei. Nachher hat er sie zu einer Gräfin gemacht. Als ich den König so vergnügt sah, kam neue Hoffnung in mich. Er wird dich anhören; der Hauptmann wird nicht den Muth haben, dich zu unterbrechen, wenn der König dir einmal zuhört. Und dann werden die Damen

für dich sprechen; sie haben ja mitleidige Frauenherzen. Der König war zu uns getreten. Er besah uns mit Wohlgefallen. Wir waren alle groß, trugen neue Uniformen, waren noch nicht lange in dem elenden Kasernendienst und hatten also noch ein frisches Aussehen.

„Schöne Burschen, nicht wahr?“ sagte der König zu der Madame Rietz.

„Man muß Eurer Majestät Glück zu ihnen wünschen“, erwiderte diese.

„Auch dem Hauptmann von Steinau“, sagte der König. „Hat doch die schönste Compagnie in meiner ganzen Armee.“

Der Hauptmann wurde um zwei Zoll größer. Auf mich achtete er in diesem Augenblicke nicht.

Wenn doch jetzt der König zu dir treten möchte, dachte ich.

Er trat an die einzelnen von uns heran. Aber er kam nicht zuerst zu mir; ich war erst der fünfte oder sechste. Endlich stand er vor mir. Das Herz klopfte mir. Er mußte auch mich anreden, und dann — Der Hauptmann hatte sich zwar ganz nahe zu mir gestellt. Er hatte mir angesehen, was ich vorhatte; er hatte auch seinen Entschluß gefaßt; ich las es in seinem Gesichte. Ich wollte, ich mußte dennoch Alles wagen.

Der König besah mich zuerst von unten bis oben. Ich mußte ihm besonders gefallen. Er streichelte mir das

Kinn, an dem ich noch kein Härchen hatte. Dann wandte er sich zu der schönen Frau zurück.

„Wie Milch und Blut, Madame! Wie ein Mädchen! Auch das Kinn noch so glatt. Ganz wie ein Mädchen!“

Auf einmal lachte er.

„Schöne Mädchen von sieben Fuß! Eine solche Garde! Schade, daß es nicht möglich ist!“

Die andere Dame, nicht die schöne — sie schien eine Hofdame zu sein — bemerkte:

„In Afrika, Majestät, soll es Potentaten geben, die sich eine Garde von Amazonen halten!“

„Auch die Offiziere sind Frauen?“ fragte der König.

„Alle, selbst der General.“

„Gar kein übler Gedanke!“ lachte der König.

Dann wandte er sich wieder zu mir.

Er mußte mich fragen, wie er die andern vor mir gefragt hatte.

„Dein Name?“

„Heinrich Hausmann, Majestät!“

„Woher?“

„Aus Westfalen.“

„Brave, tüchtige Leute, die Westfalen!“ sagte der König.

Jetzt galt es.

„Aber, Majestät —“ sagte ich.

Er sah mich verwundert an.

„Keine braven Leute?“

„Gewiß, gewiß, Majestät. Aber mich hat man aus meiner Heimat gestohlen, geraubt. Ich war Seminarist, zum Schullehrer bestimmt —“

Der König unterbrach mich.

„Du kannst also lesen und schreiben?“

„Zu Befehl, Majestät.“

„Dann kannst Du es zum Unteroffizier bringen.“

Damit ging der König weiter.

Ihm nachgehen, aus dem Gliede treten durfte ich nicht. Aber nachrufen wollte ich ihm, um meine Freilassung ihn bitten.

Da trat der Hauptmann von Steinau zwischen ihn und mich, und er sah mich so feindlich drohend an, daß ich kein Wort mehr hervorbringen konnte.

Seine drohende Miene gewahrte aber auch die Madame Rietz, und sie wußte wohl genau, was sie zu bedeuten habe.

„Herr von Steinau!“ sagte sie leise zu ihm.

„Befehlen?“ erwiderte er.

„Thun Sie dem Menschen nichts.“

„Gnädige Frau —“

„Ich bitte Sie darum.“

„Aber seine Frechheit!“

„Ihr Ehrenwort, Herr von Steinau, daß ihm nichts geschieht!“

Sie hatte ihm ihre Hand hingehalten.

Er mußte sie nehmen und seine Lippen auf den Handschuh drücken.

„Habe ich es?“ fragte sie.

„Zu Befehl.“

Die Madame Rietz, Euer Hochwürden — ich will eine solche Frauensperson nicht vertheidigen — aber sie hatte auch ihre guten Seiten, und ihr mitleidiges Herz haben viele arme Leute dankbar rühmen müssen.“

„Hm“, sagte der Domherr, halb für sich, „ob der Herr von Steinau ihr darum die Hand küßte, die Frau des Kammerdieners gnädige Frau nannte und Befehle von ihr annahm? — Erzählen Sie weiter.“

Der Schullehrer Heinrich Hausmann erzählte weiter:

„Der König mußte das Flüstern der Beiden gehört haben. Er wandte sich um. Dabei sah er auch mich.

Mein Plan war gescheitert; ich erhielt meine Freiheit nicht wieder. Ein schwerer Schmerz, eine vollständige Niedergeschlagenheit hatten mich plötzlich ergriffen. Die Aufregung vorhin mußte mir die Gesichtsfarbe gehoben haben, jetzt mußte ich leichenblaß aussehen. Das sah der König.

„Halte Er den Burschen gut, daß er den Dienst aushalten kann“, sagte der König zu dem Hauptmann.

Ich wurde gut gehalten in der Compagnie, aber was half es mir? Ich blieb Sklave, und der Dienst war ohnehin schwer genug. Ich war erst achtzehn Jahre alt; mein Körper war noch mitten in seiner Entwicklung; war ich frühzeitig ungewöhnlich lang in die Höhe geschossen, so fehlten den Knochen und Gliedern desto mehr die Kräfte. Nach sechs Wochen fing ich an, in meinem linken Fuße zuerst eine Mattigkeit und dann zugleich einen Schmerz zu fühlen, die immer mehr zunahmen; auf der linken Seite mußte ich immer die schwere Muskete tragen. Nach drei Wochen mußte ich den Fuß nachziehen; noch drei Wochen später konnte ich nur völlig lahm gehen. Der Hauptmann hatte anfangs gemeint, ich verstelle mich; dann wurde er besorgt; darauf mußte der Compagniechirurgus mich untersuchen. Der meinte, es sei das Wachsen; es werde sich schon geben; ich werde sogar noch größer werden. Aber ich wurde nicht größer; das Bein schwoll mir auf; ich konnte nicht darauf treten; der Regimentsdoctor mußte kommen, mich untersuchen. Er machte ein sehr bedenkliches Gesicht. Ich wurde in das Lazareth gebracht, auf einem Streckbett festgeschnallt. Da lag ich, ohne mich rühren zu können, drei Monate. Die Geschwulst in meinem Fuße hörte auf, der Schmerz auch; aber als ich wieder aufstand, war das kranke Bein einen Zoll kürzer als das gesunde; ich war ein Hinkender.

Der Hauptmann fluchte schrecklich.

„Was ist da zu machen, Doctor?“ fragte er den Regimentsarzt.

„Den Burschen laufen lassen, Herr Hauptmann.“

Der Hauptmann fluchte ärger.

„Es ist nicht möglich. Der König erkundigt sich nach dem Menschen. Er hat mir befohlen, ihn gut zu halten. Ich riskire meinen Abschied, wenn ich die Entlassung des Burschen melden müßte. Wissen Sie denn gar kein Mittel, Doctor?“

„Es ließe sich noch eins versuchen.“

„Nennen Sie es.“

„Wir brechen dem Menschen das nur durch Krümmung verkürzte Bein und heilen es ihm dann wieder gerade.“

„Das geht?“

„Wenn es glückt, ja.“

„Auf der Stelle, Doctor. Es muß glücken.“

Ich vergesse es nie, wie dem Hauptmanne die Augen leuchteten.

Mir wollten vor Schreck die Sinne vergehen.

„Auf der Stelle läßt es sich nicht machen“, sagte der Arzt. „Da müssen erst längere Vorbereitungen getroffen werden.“

„Ich gebe es gar nicht zu; es ist mein Bein!“ rief ich.

Ich wurde ausgelacht.

„Du hast nichts zu sagen!“

Ich wurde in ein einsames Zimmer gebracht, in dem nur Vertraute des Hauptmanns zu mir kamen.

Der Doctor traf seine Vorbereitungen. Nach vier Wochen kam er mit drei oder vier Chirurgen, mit Instrumenten und Maschinen, mit Schienen und Bandagen. Zwei Unteroffiziere kamen mit ihnen. Die Unteroffiziere mußten mich halten, daß ich mich nicht wehren konnte. Die Chirurgen entkleideten mich. Der Doctor zerbrach mir mit einer Maschine den Fuß.

Es war ein furchtbarer Schmerz. Von dem Schmerz will ich Ihnen jedoch nichts sagen; mein Zorn, meine Wuth aber — doch wozu soll ich Ihnen auch davon erzählen?

Der zerbrochene Fuß wurde mir eingeschient. Dann mußte ich wieder ein Vierteljahr festgeschnallt auf dem Streckbett liegen.

Als ich aufstand, war der Fuß beinahe so kurz und völlig so steif wie vorher.

Der Hauptmann fluchte entsetzlich.

Der Doctor machte ein verlegenes Gesicht.

„Der Bursche hielt nicht still bei der Operation“, wollte er sich herausreden.

„Ich bin verloren“, rief der Hauptmann. „Ich komme auf die Festung. Der König hat sich nach dem Menschen

erkundigt; ich habe ihn mit Allerlei hinhalten müssen. Doctor, ist denn gar nichts mehr zu machen?"

„Man müßte es versuchen, das Bein noch einmal zu brechen; diesmal mit größerer Vorsicht."

„Lassen Sie den Burschen binden, daß er keine Sehne rühren kann", rief der Hauptmann.

Hochwürdiger Herr, wie mir damals zu Muthe war, das kann ich Ihnen gar nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich weinen mußte wie ein Kind. Ich rief meinen Vater und meine Mutter zu Hülfe, die so weit von mir waren — ich war allein, so ganz allein, ganz in der Gewalt der grausamen Menschen, die kein Erbarmen, kein Herz hatten!

Das Bein wurde mir noch einmal zerbrochen. Ich litt entsetzliche Schmerzen, entsetzliche Qualen. Und es war Alles vergeblich gewesen. Ich blieb lahm wie vorher; mein ganzer Körper war zugleich ruinirt. Es verging beinahe ein Jahr, bis ich aus dem Lazareth entlassen werden konnte. Was sollte aus mir werden, als ich es verlassen hatte? Soldat konnte ich nicht bleiben. Man wollte mich auch, obwohl ich eine gute Handschrift hatte, nicht in der Schreiberei der Compagnie beschäftigen. Man scheute meine Anwesenheit. Ich war den Herren ein Vorwurf. Was sie gegen mich gethan, hätte dem Könige zu Ohren kommen können. Was sie ihm gesagt

hatten, habe ich nicht erfahren. Da kam eines Tages der Feldwebel zu mir und theilte mir mit, daß der Herr Hauptmann in seiner besondern Güte und Gnade mir eine Schullehrerstelle in Westfalen, also gar in meiner Heimat, ausgewirkt habe, und ich wurde mit einem Postfreipaß hierher in den äußersten Winkel des Westfalenlandes nach dem Dorfe Heimsen als Lehrer geschickt. Da habe ich seitdem bleiben müssen. Mein Vater war schon gestorben, während ich noch Soldat in Potsdam war, und seine Stelle sofort wieder besetzt worden. Ich hatte kein Geld, um noch einmal auf das Seminar zu gehen und mich für eine bessere Stelle vorzubereiten.

Und nun will ich Euer Hochwürden erzählen, wie ich zu dem Mädchen, der Henriette, gekommen bin. Sie war die Tochter meines Vorgängers in Heimsen. Der arme Mann war mit Frau und Kindern am Nervenfieber gestorben; nur ein Kind war übrig geblieben, die Henriette; sie war damals zwei Jahre alt und —

Aber ich muß Ihnen vorher sagen, worin die große Güte und Gnade bestand, mit welcher der Hauptmann von Steinau mir die Schulmeisterstelle in Heimsen verschafft hatte. Die Stelle trug und trägt mir Folgendes ein: ich habe freie Wohnung, jährlich vierzehn Thaler Gehalt und gehe bei den Bauern der Gemeinde der Reihe nach herum, um mich des Mittags mit ihren Knechten und

Mägden satt zu essen. Das ist Alles. Die Gemeinde ist sehr arm. Meine Wohnung besteht in einer einzigen Stube im Schulhause, die mir zum Aufenthalte bei Tag und bei Nacht dient, und zugleich zur Küche, wenn ich etwas zu kochen habe.

Für dieses Einkommen mußte ich alle Tage Schule halten und mußte ich damals das verlassene zweijährige Kind meines Vorgängers übernehmen, dessen sich Keiner in der Gemeinde annehmen wollte und dessen Versorgung sie so von sich abschüttelte.

Und jetzt wissen Sie, hochwürdiger Herr, wie ich zu dem Mädchen kam und sie zu mir. Wie sie mit mir und ich mit ihr hungerte, das erzähle ich Ihnen nicht. Wie sie aber immer mit der kindlichsten Liebe und Dankbarkeit an mir gehangen hat, das brauche ich Ihnen nicht mehr zu sagen; Sie haben es an der Freude gesehen, mit der sie mich hier empfing. Doch noch eins von ihr. Sie war meine beste Schülerin, die ich in der Gemeinde gehabt habe. Darum schien sie mir auch zu gut für das arme elende Dorf und ich brachte sie, als sie fünfzehn Jahre alt war, nach Warburg in die Stadt als Magd zu einer ordentlichen Herrschaft. Sie war dort so anstellig, daß sie bald Kellnerin im Gasthofe werden konnte, und sie war so brav und solid, daß ich es vor zwei Jahren wagen durfte, sie als Kellnerin nach

Kassel gehen zu lassen, wo sie einen leichtern Dienst und mehr Lohn hat. Ihr Kasseler Herr hat ihr in diesem Sommer hier die Restauration anvertrauen können."

Der Schullehrer schloß damit.

„Und nun kenne ich Ihre lange Geschichte?" fragte der Domherr.

„Ich fürchte, Sie war Euer Hochwürden auch langweilig."

„Hm, das könnte ich eben nicht sagen. Aber eine Frage noch, lieber Schulmeister. Haben Sie nachher nichts wieder von Ihrem Hauptmann von Steinau gehört?"

„Nichts Gewisses. In den Winkel, in welchem mein Dorf liegt, kommt kein Fremder; zu den armen Bauern kommen keine Zeitungen. Aber im vorigen Jahre hatten einige Burschen des Dorfes den Feldzug nach Frankreich mitgemacht; die erzählten bei ihrer Rückkehr von einem General von Steinau, der in einer Schlacht schwer verwundet worden sei; sie meinten gehört zu haben, das Bein sei ihm abgeschossen."

„Bein für Bein! Zahn für Zahn!" warf der Domherr hin.

„Ich möchte es ihm nicht wünschen, hochwürdiger Herr. Wer weiß auch, ob dieser General mein ehemaliger Hauptmann war."

„Wie sah Ihr Hauptmann aus?“

„Er war ein großer, schöner Mann.“

„So, so! — Aber ich muß fort“, sagte der Domherr dann, nachdem er auf seine Uhr gesehen hatte. „Und da kommt ja auch Ihre Tochter wieder, mit der Sie lieber sprechen werden als mit mir. Sie sind ein braver Mann, Herr Schulmeister, wenn Sie auch die Bibel nicht ganz gründlich studirt zu haben scheinen. Zahn um Zahn, Auge um Auge, es steht nun einmal darin. Aber wie Sie es meinen, so mag es am Ende auch gut sein. Und Sie, mein liebes Kind“, wandte er sich darauf an die hübsche Kellnerin, die in die Laube zurückgekehrt war, „meine liebe Henriette, so heißen Sie ja wohl?“

„Henriette Brand!“ sagte das Mädchen.

„Also, meine liebe Henriette Brand, wir werden hoffentlich hier uns noch öfter wiedersehen und Freunde werden. Und hier für meinen Kaffee und für den Wein des Kutschers.“

Er gab ihr einen von seinen Kronthalern.

„Der gnädige Herr bekommen zurück“, sagte die Kellnerin.

„Eigentlich nicht, und ich komme ja auch heute Abend wieder hierher. Ah, da fällt mir noch eins ein — ich hätte es beinahe vergessen. In einer Stunde wird sich hier eine lustige Gesellschaft aus dem Bade einfinden.

Sie wollen an der Sägemühle einen vergnügten Abend zubringen und gar tanzen. Tanzen, heute tanzen, heute, da Tausende und Tausende armer Menschen auf den Schlachtfeldern verbluten! O, o!"

Die hübsche, frische Kellnerin war plötzlich blaß geworden. Sie sah den Domherrn fragend an; sie hatte eine Frage an ihn auf den Lippen und nicht den Muth, sie auszusprechen.

„He", sagte der Domherr, „was fehlt Ihnen?"

Da war ihr doch der Muth gekommen, die Frage zu thun.

„Hat der gnädige Herr Nachricht von der Armee?"

„He, he", sagte der Domherr noch einmal, „ist das Herz da hinten bei der Armee? Auch hier eins?"

Die Blässe des Mädchens hatte einer dunklen Glut Platz gemacht.

Auch der Schullehrer sah sie verwundert an.

„Ich erzähle Dir Alles, Vater", sagte sie zu diesem. „Haben Sie Nachrichten?" fragte sie so bittend wiederholt den Domherrn.

„Ich weiß nur", antwortete der Domherr, „daß vorgestern schon in der Frühe eine Schlacht gewesen sein muß und —"

Er brach ab.

„Und?" fragte das Mädchen erschrocken.

„Hm, mein liebes Kind, mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten, hat noch niemals gut gethan. Aber vorher auch von Ihnen ein klein wenig Wahrheit. Hat das Herz etwas da hinten bei der Armee?"

„Einen Verlobten", gestand sie erröthend.

„Und er ist?"

„Unteroffizier bei der Landwehr."

Und zu dem Schullehrer sich wendend, setzte sie hinzu: „Louis Becker, Vater. Er war schon im Gasthofe zu Warburg mit mir zusammen."

„Zusammen?" fragte der Domherr.

„Er war Kellner."

„So, so! Nun, ich hatte hinzufügen wollen, es scheine mir kein gutes Zeichen zu sein, daß wir heute, am dritten Tage, noch nicht einmal Nachricht haben. Eine Siegesbotschaft wäre schon da. Aber es ist nur meine Ansicht, liebes Kind, und lassen Sie sie nicht bis in Ihr Herz kommen. Trifft gute Nachricht ein, so bin ich der erste, der sie Ihnen hierher bringt."

Er gab dem Schullehrer und dem Mädchen die Hand und ging.

„Die könnte heute nicht mehr tanzen", sagte er im Gehen für sich. „Gisbertine kann es!"

Er nahm seinen Weg nach der alten Sägemühle, zu der Fähre hinter derselben. Er wollte sich über die

Diemel setzen lassen. Vom jenseitigen Ufer führte durch das Gebirge ein näherer Fußweg nach Ovelgönne. Der Domherr kannte in dem Gebirge Weg und Steg.

Die Fähre fuhr mit ihm ab.

Als sie nicht weit mehr von dem andern Ufer war, wurde dort der Huf eines Pferdes laut. Sehen konnte man nichts. Durch die Berge lief ein Hohlweg bis hart an den jenseitigen Fährplatz.

Der Domherr blickte um so erwartungsvoller hin.

Ein Pferd in dem Gebirge?

Da kam ein Reiter aus dem Hohlwege hervor. Ein Führer zu Fuß begleitete ihn. Der Reiter war ein Offizier; der Domherr erkannte die hessische Uniform.

Der Nachen hatte in demselben Augenblicke das Ufer erreicht. Der Domherr sprang an das Ufer.

Der Offizier sprang vom Pferde.

„Das trifft sich ja", sagte er. „Da brauche ich nicht zu warten."

Er übergab dem Führer das Pferd und Geld. Er wollte in den Nachen springen. Er besann sich. Er wandte sich an den Domherrn, der neben ihm stehen geblieben war.

„Sie kommen von der Sägemühle drüben, mein Herr?"

„Wie Sie sehen, mein Herr."

„Sind Sie bekannt dort?"

„So ziemlich."

„Ist eine Kellnerin Namens Henriette Brand da?"

„Ja, mein Herr!"

„Teufel, das trifft sich ja wieder."

Der Offizier wollte in den Nachen springen.

Aber nun hatte der Domherr eine Frage an ihn, auch wohl mehrere.

„Ah, mein Herr, Sie kommen vom Kriegsschauplatze?"

„Ja, mein Herr."

„Und bringen der hübschen Kellnerin Nachricht von dort?"

„Gewiß."

„Gute?"

„Einen Brief von ihrem Bräutigam."

„Geschrieben nach der Schlacht?"

„Teufel! Wissen Sie hier schon etwas von der Schlacht?"

„Ich kam vorgestern früh vom Rhein. Da hörte man die Kanonade."

„Es war das Treffen bei Quatrebras."

„Sein Ausgang?"

„Die Preußen mußten sich zurückziehen."

„Und was folgte weiter?"

„O, mein Herr, gestern, am sechzehnten, die unglückliche Schlacht bei Ligny. Die Alliirten wurden auf allen Seiten geschlagen. Sie haben Wunder der Tapferkeit verrichtet, furchtbare Verluste erlitten; das Unglück verfolgte sie, warf sie nieder. Ich bin aus dem Blücher'schen Hauptquartier zum Kurfürsten nach Kassel geschickt, um ihm Meldung zu machen."

„Und heute?" fragte der Domherr.

„Heute ist Ruhetag für alle Theile, und was morgen und übermorgen werden wird, steht in Gottes Hand."

„Also Niederlage", sagte der Domherr, „Blutbad, Gemetzel! Es fehlte noch."

Dann wandte er sich wieder an den Offizier.

„Mein Herr, darf ich Sie um den Namen des Bräutigams der Kellnerin bitten?"

„Lieutenant Becker, mein Herr."

„Offizier?"

„Seit gestern. Auf dem Schlachtfelde ernannt, vom alten Blücher selbst. Er war bis dahin Unteroffizier gewesen."

„Hm, hm! Noch eins, mein Herr. Sie erwarten noch schwere Schlachten in den nächsten Tagen?"

„Ströme von Blut, mein Herr. Es muß zur Entscheidung kommen, unumgänglich. Und es muß ein furchtbarer, entsetzlicher Kampf werden."

„Mein Herr, sagen Sie es dem Mädchen da drüben nicht."

„Ich werde nicht. Sie wird es ohnehin früh genug erfahren."

„Alle Welt, alle Welt!" sagte der Domherr.

Er ging in das Gebirge hinein.

Der Offizier fuhr über den Fluß nach der Sägemühle. Er suchte dort die Kellnerin, denn er hatte eilig. Er fand sie bald und zwar sehr beschäftigt.

Neue Gäste waren noch nicht wieder eingetroffen, aber die schon da waren, hatten desto mehr zu befehlen.

Es waren die beiden übermüthigen Handelsjuden mit den vollen Geldkatzen und der Besuch, den sie erwartet hatten. Dieser bestand aus zwei Bauerburschen.

Bald nach der Ankunft der beiden Juden war wieder am jenseitigen Ufer der Diemel „Hol' über" gerufen worden. Der Nachen war hinübergefahren und mit zwei Burschen zurückgekommen.

Dem einen von diesen — er mochte in dem Alter von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren stehen — sah man schon die volle Verkommenheit an. In schmuzigem, zerrissenem Anzuge ging er schlotterig einher; das Gesicht war ihm hohl und aufgedunsen, die Augen lagen darin tief und hohl zurück. Er war trotzdem noch eine kräftige, starkknochige Gestalt.

Sein Begleiter war sein völliger Gegensatz. Es war ein junger Bursche, dessen zarter und feiner Körperbau ein Alter von kaum vierzehn bis fünfzehn Jahren anzeigte, dem man aber in dem hübschen und klugen Gesichte mindestens ein, wenn nicht gar zwei Jahre mehr mochte ansehen wollen. Wie der Blick seiner hellen blauen Augen ein lebhafter und unternehmender war, so erschien auch sein ganzes Wesen lebendig und keck. Seine Kleidung war zwar eine ärmliche, aber weder schmuzig noch zerrissen.

Der ältere der Beiden machte den Führer.

Sie gingen, nachdem sie den Boden der Sägemühle betreten hatten, nach dem Wirthshause hin. Sie erblickten dort alsbald die beiden Juden.

„Da sind sie schon. Siehst Du sie?" sagte der ältere der beiden Burschen zu seinem Begleiter; er sprach mit einer heisern Schnapsstimme.

Der Kleinere sah sich die Juden an.

„Die könnten mir nicht gefallen, Konrad", sagte er.

„Meinst Du, sie gefielen mir?" lachte der Andere.

„Echte Spitzbubengesichter!" fuhr der Knabe fort.

„Sie sind auch Spitzbuben!"

„Und das sind Deine Herren?"

„Man muß leben, mein Junge."

„Und ich soll auch in ihre Dienste gehen?"

„Steht Dir der Fleischtopf in Deines Vaters Hause so voll?"

Der kleinere Bursche antwortete nicht. In seinem Gesichte zeigten sich Abscheu, Widerwillen, aber auch Unentschlossenheit. So ging er neben seinem Begleiter zu den Juden.

Die beiden Juden hatten sich seitab von dem Rasenplatz an einen Tisch gesetzt, der halb versteckt zwischen einem kleinen Gebüsch von Flieder und Nußbaumsträuchern stand. Man sah sie dort nur von der alten Sägemühle, von dem Rasenplatze sowohl wie von dem Wirthshause her waren sie nicht zu sehen. Sie hatten den verborgenen Platz wohl absichtlich gewählt.

Die beiden Burschen begaben sich dorthin zu ihnen.

„Guten Tag, Ihr Herren!" sagte der ältere zu ihnen.

„Ihr Herren!" sagte er zwar, sie waren ja auch seine Herren, wie er seinem jungen Begleiter gesagt hatte. Aber viele Umstände machte er im Uebrigen nicht mit ihnen. Seine Mütze berührte er kaum und ohne weiteres setzte er sich zu ihnen auf die Bank.

Und seinem Beispiele folgte sein junger Begleiter, oder auch wohl nicht seinem Beispiele.

Zwischen dem deutschen Landvolke und den Juden besteht seit uralten Zeiten eine unauslöschliche Antipathie. Sie hat wohl nicht allein in religiösen Ansichten und Vor-

urtheilen ihren Grund. Je ärmer der Bauer und je reicher der Jude ist, desto mehr haßt und verachtet der Bauer den Juden, denn desto mehr ist er in den Händen des Geldjuden, desto mehr wird er von diesem betrogen, desto herrschsüchtiger, übermüthiger ist dieser gegen ihn.

Da, wo das Hessen- und Westfalenland an einander grenzen, ist das Landvolk auf beiden Seiten arm und der Handelsjude hat dort seinen blühenden Sitz.

„Das ist der Bursche?“ fragte einer der Juden den ältern Burschen, indem er auf den Knaben zeigte.

„Das ist er.“

Der Jude wandte sich an den Knaben.

„Wie heißt Du?“

„Bernhard Henke“, war die Antwort.

„Woher?“

„Aus Niederhelmern.“

„Der Konrad Maurer hat Dir gesagt, was wir von Dir wollen?“

„Ja!“

„Und Du bist bereit?“

„Laßt einmal selbst hören, Ihr Herren“, sagte vorsichtig oder noch schwankend der Bursche.

„Erst laßt uns trinken“, sagte der Jude.

Er schenkte die Gläser voll, Schnaps in das für Konrad Maurer, Wein in die für die Andern.

Die Kellnerin hatte Alles gebracht.

Konrad Maurer stürzte sein Glas hinunter und schenkte sich ein zweites ein.

Der Bursche Bernhard trank ruhig, langsam.

„Sprechen wir jetzt von unsern Geschäften", sagte der Jude. „Berendche oder Bernhard, der Konrad Maurer hat mir gesagt, daß Du gern einen guten Thaler Geld verdienen möchtest."

„Wenn es möglich ist", nickte der Bursche.

„Es hängt von Dir ab. Und auch daß Du Courage hast, hat er mir gesagt."

Der Bursche nickte stumm.

Und daß Du jeden Weg und Steg hier im Gebirge kennst."

„Auf ein paar Stunden weit umher, ja."

„Auf ein paar Stunden weit umher haben wir Geschäfte hier. So weit geht der Controlbezirk. Weißt Du, was ein Controlbezirk ist?"

„Fremde Waaren dürfen innerhalb des Controlbezirks von den Zollbeamten angehalten und arretirt werden; außerhalb des Bezirks, also wenn sie schon über zwei Stunden weit in das Land hineingebracht sind, nicht mehr."

„Richtig; dann sind sie frei. Kennst Du das Städtchen Borgentreich? Es liegt gerade außerhalb des Controlbezirks."



„Ich kenne es und kenne jeden Weg dahin. Es ist von meinem Dorfe eine Stunde weit entfernt.“

„Wirst Du heute Nacht unsere Leute sicher dahin führen?“

„Sicher vor den Grenzbeamten?“ fragte der Bursche.

„So meine ich.“

„Was gebt Ihr mir, Herr Jude?“

„Ich heiße Schlom Bendix, Bursche.“

„Was gebt Ihr mir, Herr Schlom Bendix?“

„Ich habe gesprochen von einem guten Thaler, den Du solltest verdienen. Ich gebe Dir zwei Thaler preußisch.“

Der Bursche unterdrückte ein listiges Lächeln.

„Wie viele Eurer Leute soll ich führen?“ fragte er.

„Fünf oder sechs.“

„Und was tragen sie?“

„Was werden sie tragen? Grobe Wollenwaaren, etwas Kaffee und Zucker und Tabak.“

„Woran nicht viel zu verdienen wäre?“ fragte der Bursche mit einem unverhohlen listigen Blicke.

„Weißt Du es besser?“ sagte der Jude.

„Ich denke, Schlom Bendix. Eure Leute tragen freilich auch Kaffee und Zucker und auch Wollenwaaren, aber feine. Das Alles ist aber Nebensache und nur zum Schein. Das Meiste, was Ihr ins Land schmuggeln

laßt, sind feine Seiden= und Pelzwaaren, und daran verdient Ihr ein schweres Geld."

„Gotts Wunder", sagte Schlom Bendix, „von wem hast Du Deine großen Nachrichten, Du gescheidtes Berndche?"

„Ihr Herren Juden seid nicht allein die klugen Leute im Lande", antwortete der Knabe.

„Das sieht man an Dir, mein Bürschchen. Nun, bist Du zufrieden mit den zwei Thalern?"

„Für den Kopf, ja."

„Wie heißt für den Kopf?"

„Das heißt: so viele Mann ich führe, so vielmal zwei Thaler bekomme ich von Euch."

Schlom Bendix wandte sich an seinen Gefährten.

„Ein gescheidtes Bürschchen, Aaron Levi! Ein rar gescheidtes Bürschchen. Schade, daß er nicht ist einer von unsere Leut'. Es könnte was werden aus ihm."

Aaron Levi zuckte mitleidig mit den Achseln.

Bernhard Henke aber ließ sich nicht irre machen.

„Ihr mögt mich höhnen, wie Ihr wollt, Ihr Herren Juden, betrügen werdet Ihr mich nicht. Ich weiß, was ich weiß."

„Und was weißt Du, Du Schaute?"

Der Bursche sann einen Augenblick nach.

„Warum sollte ich es Euch nicht sagen", antwortete er dann. „So hört. Ihr müßt heute Nacht zum Joel

Rosenberg in Borgentreich für mehrere Tausend Thaler Seiden- und Pelzwaaren und andere kostbare Sachen schaffen. Noch heute Nacht. Morgen ist es zu spät. Der Regierungsrath aus Minden, der seit ein paar Tagen an der Grenze ist und hin und her reist und überall horcht und spionirt, weiß morgen, daß bei dem Joel Rosenberg Eure Niederlage ist, und er hat Vollmacht, hier zu thun, was ihm gut dünkt, und er wird mit dem Rosenberg nicht viele Complimente machen und ihm das Haus umstellen lassen und im Hause ihm Alles durchsuchen, unter den verborgenen Luken im Keller und in den doppelteu Böden oben in den Stuben."

Die Juden erblaßten.

„Bursche, woher hast Du das?" rief Aaron Levi.

„Dumme Schaute, es ist nicht wahr", sagte Schlom Bendix.

„Nicht wahr?" lachte der Bursche. „Ich sage Euch vielleicht nachher, von wem ich es habe. Hört jetzt noch etwas Anderes. Der Mindener Regierungsrath hat Eure gewöhnlichen Schmuggelwege nach Borgentreich schon ausgekundschaftet und sie Euch verlegt. Darum müßt Ihr heute Nacht einen neuen Weg haben, und darum könnt Ihr den da nicht gebrauchen, der nur seine alten Wege kennt."

Er zeigte auf Konrad Maurer.

Der Schnapssäufer hatte seine große Branntweinflasche fast geleert und lag schlafend in einer Ecke der Bank.

Der Knabe fuhr fort:

„Ihr schicktet ihn daher zu mir. Er hatte Euch von mir gesagt, daß ich das ganze Gebirge kenne, jeden Schleichweg darin, jeden Stein, jeden Baum in den Wäldern. Er hatte Euch auch gesagt, daß ich ein ehrlicher Bursche bin und daß ich die Preußen hasse, die meinen armen Vater — doch das gehört nicht hierher. Ihr wußtet also, daß ich Euch nicht verrathen würde. Er hatte Euch aber auch weiter gesagt, daß ich ein armer Bursche bin und daß meine Mutter und Geschwister manchmal kein Brod im Hause haben. Da hattet Ihr gedacht, mich für ein Stück Brod zu bekommen. Aber darin habt Ihr Euch geirrt. Den da, den Konrad Maurer, habt Ihr für Euer Lumpengeld, weil er Euren Schnaps nicht mehr entbehren kann. Ihr könnt mich nicht entbehren. Nun, was gebt Ihr mir?"

Die Juden hatten einander angesehen und sich gefaßt.

„Wolltest Du haben zwei Thaler für den Mann", sagte Schlom Bendix. „Theilen wir ehrlich. Du sollst haben für den Mann einen Thaler."

Der Knabe lachte wieder.

„Ich habe nichts mit Euch zu theilen. Ich will meine zwei Thaler haben."

Soll mich Gott strafen! Willst Du nichts lassen ab?"

„Keinen Heller!"

„Sollst haben Dein Geld, also zehn Thaler im Ganzen."

„Zehn Thaler im Ganzen? Kämen denn nur fünf Mann?"

„Es werden kommen fünf Mann!" versicherte der Jude zweideutig.

„Herr Schlom Bendix, Ihr selbst spracht schon von fünf oder sechs."

„Du sollst haben Deine zwölf Thaler."

„Wenn nur sechs Mann kommen, Herr Jude; sonst zwei Thaler mehr für jeden Mann."

„Soll Gott meine Seele verdammen", schwor Schlom Bendix.

Aaron Levi aber sprang wüthend auf, ergriff das Glas des Burschen und hielt es ihm hin.

„Trink', Du Hund!"

Der Knabe lachte ihn aus.

„Wenn wir mit unserm Handel fertig sind, Herr Jude."

Schlom Bendix hatte sich besonnen.

Er sprach ein paar hebräische Worte zu seinem Gefährten, dann wandte er sich wieder an den Knaben.

„Berndche, wir wollen sein gegen einander aufrichtig. Es werden kommen fünfzehn Mann; Du sollst haben dreißig Thaler; es ist ein Kapital. Schlag' ein!"

Auch der Knabe besann sich. Die klugen Augen leuchteten ihm doch. Dreißig Thaler waren ein Kapital für ihn.

„Hier ist meine Hand!" sagte er.

Er schlug in die des Juden ein.

„Waih, Du bist der Jude heute!" sagte Schlom Bendix darauf.

„Noch eins", sagte aber der Knabe. „Wenn zahlt Ihr das Geld aus?"

„Wenn wir sind in Sicherheit in Borgentreich."

„Ich denke, wenn wir unsern Weg antreten."

„Auch das, mein Söhnchen. Und nun trink'. Aber trink' nicht zu viel; denn wenn Du wirst betrunken, dann bist Du zur Nacht müde und kannst nicht führen die Leute durch das steile Gebirge."

Ein Seitenblick auf Aaron Levi gab dem hitzigen Gefährten zuleich zu verstehen, wie der Zorn zu Unklugheiten hinreiße.

Dann aber wandten beide Juden ihre Aufmerksamkeit dem in seinem Rausche schlafenden und schnarchenden Maurer zu.

„Was fangen wir mit ihm an?“

„Lassen wir ihn liegen“, sagte Aaron Levi. „Wir sind fertig. Gehen wir mit dem kleinen Burschen, die Stellen zu verabreden, an denen wir heute Abend mit ihm zusammentreffen.“

Schlom Bendix war wiederum anderer Meinung.

„Wir haben ihn noch nöthig. Er muß werden nüchtern.“

Und er rief nach dem Hause hin: „Wirthschaft! He, Jungfer! Wirthschaft!“

Die hübsche Kellnerin kam.

„Bringen Sie Wasser und recht starken Kaffee für den Menschen!“ befahl ihr Schlom Bendix.

Das Mädchen sah den Knaben an.

Sie erschrak.

„Bernhard!“ rief sie.

Der Knabe ward glühend roth und schlug die Augen nieder.

„Bernhard! Bernhard!“ rief sie noch einmal. „Du bist es wirklich? Und in solcher Gesellschaft bist Du jetzt!“

Der Knabe sprang auf, zu dem Mädchen.

„Ich gehe mit Dir, Jettchen. Ich erzähle Dir Alles.“

Er wollte sie zu dem Hause begleiten.

Aaron Levi fuhr auf.

„Du bleibst hier, Bursche. Du gehst nicht mit der Schicksel!“

Der Knabe sah ihn stolz an.

„Hast Du mich gekauft, Jude? Bin ich Dein Leibeigener?“

Schlom Bendix hielt seinen Gefährten zurück.

„Laß ihn gehen, Aaron Levi.“

Der Knabe ging mit dem Mädchen.

„Er wird uns verrathen“, sagte Aaron Levi.

„Schaute“, erwiderte ihm Schlom Bendix. „Er hat Muth und Stolz und verräth keinen Menschen. Wir werden ihn noch viel gebrauchen können, wenn er nicht heute Nacht todtgeschossen wird. Es sollte mir leid thun.“

„Waih, Schlom Bendix, Du bist ja besorgt um ihn wie um ein Söhnchen.“

„Es sollte mir leid thun für uns“, sagte Schlom Bendix.

„Du hast Dich mit den Juden eingelassen“, sagte das Mädchen zu dem Knaben.

„Jettchen“, erwiderte der Bursche, „liebes Jettchen, Du kennst mich doch noch.“

„Du warst immer etwas leichtsinnig, Bernhard. Wie oft habe ich Dich warnen müssen!“

Du hattest mich doch immer lieb, Jettchen.“

„Weil Du brav warst.“

„Und ich bin es geblieben.“

„Wollen die Juden Dich nicht jetzt zu etwas Schlechtem verführen?"

„Ich soll ihnen nur den Weg zum Schmuggeln zeigen."

„Ist das nicht schlecht? Ist das nicht von der Regierung verboten?"

„Ja, Jettchen", sagte der Knabe, „warum ist es von der Regierung verboten? Warum hat die Regierung die hohen Zölle auf Alles gesetzt, was die Leute nöthig haben? Kleider und Essen und Trinken, Alles muß Zoll bezahlen und wird theurer für die Armen."

„Die Regierung muß doch Geld haben, Bernhard."

„Ja, das sagen die von der Regierung, aber andere Leute sagen anders. Da war ich noch gestern in Borgentreich; da sprachen die Leute auch von der Sache und sie meinten, man solle nur den Edelmann besteuern wie den Bürger und Bauer, dann habe man alle die Zölle an den Grenzen nicht nöthig. So sei es ja auch in der französischen Zeit gewesen. Aber jetzt sei gerade der reiche Edelmann frei und der arme Mann müsse bezahlen; er müsse doppelt bezahlen, die Steuern und die Zölle; denn gerade auf das Nothwendigste werde der größte Zoll gelegt. Da wehre man sich nur seiner Haut, wenn man schmuggle."

Der Knabe hatte das Mädchen nicht bekehrt.

„Ueberlaß Du das Wehren andern Leuten", sagte sie.

„Wenn ich aber dabei Geld verdiene, Jettchen?“

„Geld für — Bernhard, hast Du an Deine Mutter gedacht?“

„Für sie thue ich es ja, Jettchen. Weißt Du, wie viel mir die Juden für die heutige Nacht geben? Dreißig baare Thaler! Es ist ein Kapital!“

Die Kellnerin erschrak.

„Bernhard, Bernhard, für so viel Geld bringen sie Dich in große Gefahr. Da gilt es Dein Leben. Bedenke, wenn Deine Mutter Dich verlöre. Die arme Frau hat so viel Leiden und Du bist, Du warst immer ihr einziger Trost.“

Sie überzeugte aber auch den Knaben nicht.

„Ich habe keine Furcht, Jettchen. Ich kenne jeden Winkel im Gebirge und führe die Schmuggler auf Wegen, die noch kein Grenzbeamter gesehen hat.“

„Aber die Kugeln ihrer Büchsen fliegen weit.“

„Und in der finstern Nacht und zwischen den Bäumen unsicher.“

Sie waren an dem Hause angelangt.

Die Kellnerin schickte einen Knecht mit dem Wasser zu den Juden. Den Kaffee hatte die Köchin noch nicht fertig. Sie mußten darauf warten. Sie traten vor die Thür und wollten plaudern.

Aber sie konnten nicht.

Der Offizier, dem der Domherr von Aschen am andern Ufer der Diemel begegnete, war in dessen Nachen herübergefahren und hatte eben deshalb kein „Hol' über!" rufen müssen. So war man am Hause nicht früher auf ihn aufmerksam geworden, als bis er in der Nähe war.

Er sah vor dem Hause das hübsche Mädchen mit dem Knaben stehen; das mußte die Kellnerin sein oder er mußte von ihr über die Kellnerin Auskunft erhalten können. Er beschleunigte seine Schritte.

So sah ihn das Mädchen. Sie ging aufmerksam dem Eiligen entgegen.

„Was befehlen Sie?" wollte sie fragen.

Da fragte der Offizier sie:

„Sind Sie die Mamsell Henriette Brand?"

Sie wurde roth. In ihrem Leben war sie noch nicht Mamsell titulirt worden. Wer hätte zu jener Zeit in Deutschland zu einer Kellnerin Mamsell gesagt! Dann kam ihr plötzlich ein anderer Gedanke; sie wurde blaß.

„Ich heiße Henriette Brand", sagte sie mit zitternder Stimme.

„So habe ich einen Brief an Sie von dem Herrn Louis Becker, Lieutenant im fünfzehnten preußischen Landwehrregiment."

„Mein Herr!“ rief sie, und sie wurde schneeweiß und mußte sich auf den Knaben stützen, der neben ihr stand.

Der Offizier zog unter seiner Uniform eine kleine verschlossene Tasche hervor, schloß sie auf, nahm einen Brief heraus und übergab ihn der Kellnerin.

Ihre Hände konnten das Papier kaum halten. Sie wollte es öffnen, sie zerriß es fast. Aber lesen konnte sie es nicht.

„Er lebt?“ fragte sie nur den Offizier.

„Er lebt und ist frisch und munter.“

„Bernhard, lies Du“, sagte sie zu dem Knaben.

Sie gab ihm den Brief.

Es flimmerte ihr wohl vor den Augen.

Der Knabe wollte den Brief lesen, da rief die Köchin nebenan in der Küche des Hauses:

„Henriette, der Kaffee ist fertig.“

Und der diensttreuen Kellnerin flimmerte es nicht mehr vor den Augen.

„Ich komme“, rief sie zurück.

Sie nahm dem Knaben den Brief wieder aus der Hand; der Brief des Geliebten war ihr ein Heiligthum; der treue Freund ihrer Kindheit hätte ihr ihn wohl vorlesen dürfen, aber allein durfte er ihn nicht lesen.

Sie steckte den Brief in den Busen, eilte in die Küche und kam mit dem Kaffee zurück.

Da fiel ihr eine andere Pflicht ein, die sie vergessen hatte.

„O mein Herr", sagte sie zu dem Offizier, „werden Sie mir nicht böse, daß ich Sie hier so stehen lasse. Ich bin im Augenblick wieder da."

„Der Dienst geht vor", lächelte der Offizier.

Sie eilte mit dem Kaffee zu den Juden.

Aber sie konnte nicht im Augenblick zurück sein.

„Was sind wir schuldig, Jungfer?" fragte Aaron Levi.

Und sie konnte in all ihrer Herzensangst und Herzensfreude und Herzensverwirrung den Juden die richtige Rechnung machen und diese aufrechthalten und vertheidigen, als Aaron Levi in seiner Weise ihr Einwendungen und Abzüge machen wollte, und auch das Geld, das der Jude ihr gab, zählte sie genau nach und besah es Stück für Stück, ob es auch echt sei; denn, las man in ihrem Gesichte, diese Schmuggeljuden führen gern falsches Geld bei sich.

Aber dann flog sie zu dem Hause zurück, und hier mußte sie zuerst in ihr Stübchen gehen, um den Brief des Geliebten still und allein für sich zu lesen.

Als sie wiederkam, lag in ihrem hübschen Gesichte eine so selige, heilige und demüthige Freude.

Sie ging zu dem Offizier, der auf einer Bank vor der Thür saß.

„Nun?" fragte er sie.

„Er lebt!“ sagte sie.

„Er hat Ihnen auch mitgetheilt, wie er Offizier geworden ist?

„Sie würden es mir erzählen, schreibt er. Aber lassen Sie mich Ihnen vorher meinen Dank sagen, daß Sie den beschwerlichen Umweg hierher zu mir gemacht haben.“

„Liebe Mamsell“, sagte der Offizier, „einem so braven Kameraden, wie Ihr Bräutigam ist, zu Liebe macht man schon einen kleinen Umweg, und nun ich Sie gesehen habe, wünsche ich mir deshalb Glück. Hören Sie jetzt, was ich Ihnen erzählen soll. Es war gestern ein heißer Tag. Schon vorgestern hatte es angefangen. Aber das war nur ein kleines Vorspiel. Gestern Nachmittag um drei Uhr fing der rechte, furchtbare Kampf an. Es war bei dem Dorfe Ligny und den benachbarten Dörfern. Napoleon warf Massen auf Massen gegen die Preußen. Die Preußen unter Blücher hielten ihnen Stand; ich war in dem Hauptquartier des alten Helden. Es wurde mit Verzweiflung gekämpft. Bis fünf Uhr hatten die Franzosen noch keinen einzigen Vortheil gewonnen. Da führte Napoleon seine ausgeruhten Garden in die Schlacht. Blücher hatte ihm nur seine ermüdeten Soldaten entgegenzustellen. Er hatte das Bülow'sche Corps erwartet; es kam nicht. Da war der Kampf kein gleicher mehr. Zwanzigtausend Preußen bedeckten das Schlachtfeld. Blü-

cher mußte sich zurückziehen. Die französischen Kürassiere drangen unaufhaltsam vor. Er warf sich ihnen persönlich entgegen mit tausend Reitern, die er noch schnell zusammenbringen konnte. Mit seinem Pferde stürzend, wurde er zwar vor der Gefangenschaft gerettet, durch ein Wunder fast, aber die Schlacht war verloren. Und in allem diesem Gewühl und Schrecken und in den eigenen Gefahren, die ihm drohten, hatte der tapfere Feldherr das Einzelne nicht übersehen. So auch nicht, wie ein junger Landwehr-Unteroffizier durch eine That der Kühnheit und der Geistesgegenwart ein ganzes Bataillon rettete. Das Bataillon hatte Befehl erhalten, durch einen Hohlweg zu marschiren, um auf dessen anderer Seite auf eine französische Truppe loszubrechen. Als die Leute auf dem Wege sind, gewahrt sie eine Escadron französischer Lanciers. Wie ein Blitz fliegt die ganze Escadron, der Chef an der Spitze, nach dem Wege. Sie wollen die Menge, die in dem tiefen, engen Wege sich nicht vertheidigen, sich kaum rühren kann, überreiten, umzingeln, niederstechen, niederhauen. Hundert Schritt davon ist ein Bataillon des fünfzehnten Landwehrregiments im Gefecht mit den Franzosen. Eine Compagnie ist vom Feinde durchbrochen. Ein Unteroffizier commandirt die eine Hälfte, der Unteroffizier Becker. Zwei Offiziere waren schon gefallen; der muthige Hauptmann der Compagnie, der sich

zu weit vorgewagt hatte, war von den Franzosen umzingelt und gefangen genommen worden. Der Unteroffizier Becker sucht sich mit der andern Hälfte der Compagnie wieder zu vereinigen. Da sieht er die französischen Lanciers nach dem Hohlwege fliegen; er sieht in dem Wege die Spitzen der Bajonette der Preußen. Er gewahrt die Absicht der Franzosen und gibt seinen Plan der Vereinigung mit seiner Compagnie auf. „Mir nach, Jungen!“ ruft er. Sie rennen nach dem Hohlwege. Sie werden nicht verfolgt, da die Franzosen genug mit den Andern zu thun haben. Dem Hohlweg zur Seite ist ein Gebüsch. In dieses wirft sich Becker mit seinen Leuten. Verborgen von dem Strauchwerk erwartet er die Lanciers. Er läßt sie ganz nahe herankommen. Auf einmal stürzt er hervor. Seine Leute geben eine, zwei, drei Salven. Er selbst war auf den Chef der Escadron zugesprungen, hatte sein Gewehr auf ihn abgeschossen, ihn verwundet, daß er auf dem Pferde schwankte. Die ganze Escadron kam in Verwirrung, glaubte wohl das ganze Gebüsch besetzt und macht Kehrt, bevor die dritte Salve gegeben war. Das preußische Bataillon war gerettet. Der alte Blücher hatte es mit seinen scharfen Augen von weitem gesehen und ein Adjutant mußte zu dem muthigen und entschlossenen Unteroffizier fliegen und ihn mit seinem Häuflein zu dem Feldmarschall entbieten, und

als sie bei ihm ankamen, fragte er den Unteroffizier: „Unteroffizier, wie heißt Er?" Und als der Unteroffizier seinen Namen genannt hatte, rief der General: „Jungen, folgt Eurem Lieutenant!" Und zu Becker sagte er: „Lieutenant Becker, führen Sie ferner Ihre Leute so tapfer und so klug!" Ich war dabei, Mamsell, als es geschah, mit einer Menge von Offizieren. Und allen schlug das Herz höher. Mit einem Hurrah flogen der Lieutenant Becker und seine Leute in den Kampf zurück. Bald darauf mußten wir retiriren. Alle Wunder der Tapferkeit, welche die braven Preußen verrichteten, hatten den Sieg nicht erringen können. Als der Feldmarschall unrettbar die Schlacht verloren sah, schickte er nach allen Seiten Kuriere ab, um zu melden, was geschehen sei und was in den nächsten Stunden und Tagen geschehen solle, damit das Gerücht nicht übertreibe und keine Muthlosigkeit eintrete. Denn die Hoffnung und den Muth gibt der alte Blücher nimmer auf, und der Sieg wird ihm doch zuletzt bleiben. Mich sandte er zu meinem Kurfürsten nach Kassel, um zugleich zu melden, wie die Hessen in dem heißen Gefecht bei Quatrebras sich brav gehalten haben. Als ich abreisen wollte, traf ich noch einmal den Lieutenant Becker. Es war ihm gelungen, sich mit seinem Regimente wieder zu vereinigen. Er hörte von meinem Auftrage. Da kam er an mich heran.

„Nehmen Sie ein Zettelchen für mich auf den Weg nach Kassel mit?“

„Mit Freuden, wenn es mich nicht zu lange aufhält.“

„Es wird nicht.“

Er nannte mir die Dahlheimer Sägemühle, beschrieb mir den Weg dahin, nannte mir Sie, setzte sich an die Trommel eines Tambours, nahm aus seiner Brieftasche ein Blatt Papier und eine Bleifeder, und in drei Minuten war das Billet fertig. Er war schnell in Allem, zu schreiben wie den Feind anzugreifen und niederzuwerfen.“

Der Offizier schloß seine Mittheilung.

„Er lebt!“ sagte das Mädchen zum dritten Male.

Dann trat doch die Sorge in das vor Glück und Freude so schön glänzende Gesicht.

„Aber der Krieg ist noch nicht zu Ende? Es werden noch viele Schlachten sein?“ fragte sie den Offizier.

„Aber das Glück steht dem Muthigen bei!“ antwortete ihr der Offizier.

Er mußte weiter, er mußte scheiden.

Er war ebenfalls ein rascher, entschlossener Mann. Während die Kellnerin vorhin durch die Juden aufgehalten war, hatte er zugleich den Lohnkutscher, der den Domherrn hergefahren, gedungen, ihn nach Hofgeismar zu bringen, wo er Extrapost nach Kassel fand.

Er nahm von der Kellnerin Abschied.

„Was soll ich dem Lieutenant Becker sagen, Mamsell? Ich bin in drei Tagen wieder bei ihm."

„O tausend, tausend Grüße, mein Herr, und daß mein Herz immer bei ihm ist und meine Seele stündlich für ihn betet."

„Und Gott wird Ihre Gebete erhören."

Der Offizier reichte ihr die Hand und sprang in den Wagen; der Wagen jagte mit ihm davon.

Die Kellnerin aber, die Braut des preußischen Lieutenants, mußte in dem Hessenlande die Gäste bedienen, die neu gekommen waren, und sie hatte nicht einmal Zeit, über das Alles nachzudenken, was der Kurier ihr mitgetheilt hatte und was ihr doch das Herz erfüllte und abdrücken wollte.

„Am Abend, wenn ich im Bette bin!" vertröstete sie sich selber. Wie müde sie am Abend sein mußte, wenn sie den ganzen Tag von früh sechs bis zur Mitternacht hin gewirthschaftet und keinen Augenblick Ruhe gehabt hatte, und wie sie am andern Morgen um sechs schon wieder auf ihrem Platze sein müsse, daran dachte sie nicht und es hinderte und störte auch gewiß am Abend ihre Gedanken nicht.

Eine Sorge machte ihr der Bursche Bernhard Henke. Ihr Herz, wie voll es war, hatte seiner nicht vergessen.

Sowie sie wieder einen Augenblick Zeit hatte, wollte sie ihn ermahnen. Da kam der Knabe zu ihr gesprungen.

„Ich muß fort, Jettchen, mit meinen Juden."

„Bernhard, Bernhard, kannst Du denn nicht von ihnen bleiben?"

„Ich muß meiner Mutter die dreißig Thaler bringen."

„Und wenn Du ihr das Unglück ins Haus bringst? Wenn sie Dich ihr als Krüppel, als Leiche in das Haus tragen müßten?"

Der Knabe wurde doch nachdenklich.

„Du weißt, wie ich Dich liebe", sagte das Mädchen zu ihm.

„Ich weiß es, liebes Jettchen."

„Ich hatte Dich schon so lieb, als wir noch Kinder waren. Erinnerst Du Dich, wie wir da immer beisammen saßen?"

„Wie werde ich das vergessen, Jettchen!"

„Wir hüteten die Kühe zusammen, Du die aus Deinem Dorfe, ich die aus dem meinigen. Die Weiden der beiden Dörfer grenzten an einander. In der tiefen Schlucht zwischen den Bergen trafen wir uns. Die Kühe grasten über uns an den Bergwänden. Wir beide spielten unten oder erzählten uns. Es war so still um uns her, und wir waren so allein; wir sahen oft in drei Wochen keinen Menschen."

„Und doch wurde uns die Zeit nicht lang, Jettchen; Du wußtest alle die schönen Geschichten.“

„Und Du erzähltest mir von Deiner Mutter.“

„Und Du hattest von Deinem Vater lesen und schreiben gelernt, und Du warst größer und älter als ich, und da mußte ich bei Dir in die Schule gehen.“

„Und Du, Bernhard, theiltest Dein Brod mit mir, Du hattest mehr als ich.“

„Und Du, Jettchen, bautest für uns die dichte Hütte von Zweigen und Moos, wenn der Regen so kalt wurde und der Schnee fiel.“

„Die Hütte bauten wir zusammen, Bernhard, und wir wärmten uns darin einander.“

„Du mich, Jettchen, und —“

Auf einmal brach der Knabe ab.

Du willst mir das Herz weich machen, Jettchen“, rief er. „O thue es nicht. Ich kann Dir nicht folgen, diesmal nicht.“

„Ist es Dir gar nicht möglich, Bernhard?“

Er kämpfte doch mit sich.

„Höre, Jettchen“, sagte er dann aber, „auf schlechten Wegen gehe ich nicht, das habe ich Dir schon vorhin gesagt; da wird denn auch das Glück zu mir halten. Etwas wagen muß der Mensch dabei, das thut ja auch

selbst Offizier geworden, und die Kugeln werden ihn Dir nicht nehmen, und ich sehe Dich schon als Frau Lieutenantin. Potz Wetter, Jettchen, das wird eine Freude sein, für Dich und für mich. Und nun lebe wohl, mein liebes Jettchen. Da ich einmal weiß, daß Du hier bist, werde ich oft zu Dir kommen, wenn Du nichts dagegen hast."

„Komm Du alle Tage, lieber Bernhard. Und nun gehe nur mit Gott."

Der Knabe eilte zu den Juden zurück, die auf ihn warteten. Mit ihnen und mit Konrad Maurer, den sie aufgeweckt und wieder nüchtern gemacht hatten, verließ er die Sägemühle. Sie ließen sich nicht über die Diemel setzen. Sie gingen den Fluß hinunter, wohl um die Stellen aufzusuchen, an denen sie ihn in der Nacht für ihr Schmugglergeschäft am sichersten passiren konnten.

Die Kellnerin sah dem Knaben noch eine Weile mit ihrem besorgten Gesichte nach. Ihre Besorgniß mochte nicht ihm allein gelten. Die Gefahr, der sie ihn entgegengehen sah, führte ja ihre Gedanken so nahe auf alle die tausend Gefahren, die ihren Geliebten, ihren Bräutigam umgaben. Aber dem jungen liebenden Herzen fehlt niemals die Hoffnung, und mit der Hoffnung zog ihr die Freude wieder in die Brust und in das hübsche, frische, glückliche Gesicht.

Und so ging sie wieder ihrem Dienste nach und bediente flink und freundlich die Gäste, die da waren und die hinzukamen.

Hinzukamen aber eine Menge Badegäste aus dem benachbarten Hofgeismar in einer ganzen Reihe von Wagen. Der Domherr von Aschen hatte sie schon angezeigt als eine lustige Gesellschaft, die sich hier einen vergnügten Abend machen, gar tanzen wolle, tanzen, während Tausende armer Menschen dahinten auf den Schlachtfeldern verbluten müßten.

Die Angekommenen waren wohl von der vornehmsten Gesellschaft des Bades. Freilich! Herren und Damen, auch junge, eben zum Tanzen.

Gisbertine, Freifräulein von Aschen, hatte sich am Morgen nach ihrer Ankunft zu Hofgeismar in der Badegesellschaft umgesehen und die Gesellschaft sehr langweilig gefunden.

„Das ist zum Sterben, zum Entsetzen langweilig hier", sagte sie schon des Mittags bei Tische.

Einer ihrer Onkel, der General von Steinau, widersprach ihr nicht — er durfte es wohl nicht — er wagte nicht einmal eine Bemerkung.

„Es wird sich schon geben, liebes Gisbertinchen", sagte er nur begütigend, „wenn Du hier näher bekannt geworden bist."

Aber auch das war dem Fräulein schon zu viel.

„Kenne ich denn diese Menschen nicht schon?“ rief sie. „Oder wären sie etwa so erhabene Geister oder tiefe Gemüther, daß man sie wochen- oder gar monatelang studiren müßte?“

Der tapfere General nahm seinen Rückzug.

„Ich meinte ja nur, liebes Gisbertinchen!“

Der andere Onkel des Fräuleins aber, der Domherr von Aschen, sagte mit seiner größten Ruhe:

„Du wolltest ja hierher, Gisbertine!“

Seine Bemerkung schlug aber das Fräulein nicht.

„Und warum?“ fragte sie.

„Du schriebst mir, um meinetwillen.“

„Und so war es. Ich hatte mir gedacht, wo mein gelehrter, geistvoller, witziger und bei dem Allem so hocharistokratischer, den hohen Würdenträgern seiner Kirche und dem stolzen Adel seiner rothen Erde angehöriger Domherr Reichsfreiherr von Aschen seit vielen Jahren, seit den Jahren seiner Jugend seine Sommer zugebracht habe, da müsse die interessanteste, die geistreichste, die eleganteste, die liebenswürdigste Gesellschaft von der Welt sein. Und was fand ich? Der Onkel Steinau meint zwar, ich solle warten, Gott weiß, wie lange, bis ich diese Menschen genauer kennen gelernt hätte. Aber was ist an ihnen genauer kennen zu lernen? An dieser langen,

steifen Gräfin Viereck mit ihren beiden ebenso langen Töchtern, die selbst aussieht wie eine Hopfenstange mit einer Hahnenfeder obenauf und deren Töchter langen Reiherfräuleins gleichen, Comtesse Leontine einem braunen und Comtesse Adelgunde einem grauen! Ein richtiges Reiherweibchen oder Fräulein hat nur bessere Farben. Oder sollte sich mein mitleidiges Herz an jenes blasse alte Fräulein Emerentia von Gansauge schmiegen, die mich schon gleich in der ersten Viertelstunde heute Morgen in Beschlag nahm, um mir von den Qualen eines liebenden Herzens zu erzählen, das dahinten in dem wilden grausamen Schlachtengetümmel seinen Geliebten wisse? Ich sollte glauben, es sei ihr Herz, und sie ist so alt und welk und häßlich, daß ich schwöre, sie könnte nicht einmal mehr für einen Donquixote als Dulcinea dienen. Aber ah, der Graf von Westernitz ist noch da, und er ist gar ein Gardelieutenant und die Husarenuniform sitzt ihm so superbe, und sein Gesicht ist so blaß und er hüstelt so anmuthig, und er ist so unglücklich, daß seine kranke Brust ihn hindert, an dem gegenwärtigen glorreichen Feldzuge, an den unsterblichen Thaten und Siegen unserer Truppen Theil zu nehmen, und doch ist er wieder so glücklich, und er könne es so stolz sagen, und er sagt es so bescheiden, daß er dieses Brustleiden nur Anstrengungen und Strapazen der vorjährigen Campagne zu verdanken habe; in

den Sümpfen und Morästen vor Laon habe er es sich geholt. Und als ich ihn dann fragte, ob er die Schlacht bei Laon noch habe mitmachen können, da durfte er mir doch stolz antworten, das sei eben sein Unglück gewesen, daß am Tage dieser Schlacht die Fieber ihn schon niedergeworfen hatten, sodaß er an ihr keinen Theil nehmen durfte. Aber am Tage nachher oder noch am späten Abend der Schlacht habe er den ruhmvollen Auftrag erhalten, die Siegesbotschaft in die Heimat zu bringen, was ihn freilich den fernern Kämpfen entzogen, aber doch in Anbetracht, daß er ganz allein durch feindliches Land habe ziehen müssen, was sehr gefährlich für ihn gewesen sei, ihm später das eiserne Kreuz eingebracht habe. Aber ich sehe, Du wirst ungeduldig, Onkel Steinau. Ist der Graf Westernitz in seiner Bescheidenheit zu weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben? Hat er sich vielleicht um jener Siegesnachricht willen durch die ganze französische Armee hindurchschlagen müssen?“

Der alte stramme General hatte in der That Ungeduld gezeigt und wagte jetzt sogar eine Bemerkung, die herb, obwohl in milde Worte eingekleidet war. Die Nichte mußte harte Worte für ihn gesprochen haben.

„Ich wünschte, liebe Gisbertine“, sagte er, „daß Du von einem Offizier der Armee mit ein wenig mehr Achtung sprächest. Du hast ja ein so gutes Herz, und

ein gutes Herz sollte immer nur ein mildes Urtheil haben."

Fräulein Gisbertine schwieg auf die Bemerkung; sie mochte an dem alten General eine Seite kennen, nach der hin sie ihm nicht widersprechen durfte.

Sie wandte sich an den Domherrn.

„Soll ich in meinen Crayons über Deine interessante Gesellschaft fortfahren, Onkel Florens?"

„Wenn es Dir Vergnügen macht!"

„So fallen mir zuerst die beiden schweren und mit schweren goldenen Ketten beladenen alten Damen ein. Sie sind wohl Banquiersfrauen aus Kassel oder Braunschweig?"

„Kaufmannsfrauen, die eine aus Kassel, die andere aus Braunschweig."

„Also bürgerlich?"

„Hättest Du sie lieber adlig?"

„Fi donc, eine adlige Kaufmannsfrau!"

Dann schwieg das Fräulein. Sie versank in Nachdenken.

Der General hob die Tafel auf.

„Gehen wir in den Garten?" fragte er.

Er nahm seine Krücken.

Sie gingen zusammen in das Gärtchen, in dem das Haus lag.

Der General suchte dort eine schattige Laube auf, um darin seinen Mittagsschlaf zu halten.

„Pflegst Du auch nach Tische zu schlafen?" fragte der Domherr das Fräulein.

„Nein", antwortete sie auf die boshafte Frage.

„So huldige mit mir einem weisen Domherrnspruche."

Sie erwiderte ihm nichts. Sie schien plötzlich böser Laune geworden zu sein. Warum? Wer darf bei Damen nach dem Warum ihrer Laune fragen?

Der Domherr achtete nicht darauf.

„Du fragst mich nicht nach dem weisen Spruche?"

Sie antwortete wieder nicht.

„So höre ihn ohne Frage: Post coenam stabis aut passus mille meabis; das heißt auf Deutsch: Nach der Tafel wirst Du stehen oder langsam tausend Schritte gehen — und es hilft zur Verdauung. Gehen wir die tausend Schritte."

Das Fräulein setzte sich zur Antwort auf eine Bank, die in der Nähe stand.

Der Domherr setzte sich zu ihr, und dann sprach er zu ihr:

„Gisbertine, wie ist es denn? Macht der Mensch dem Herzen Vorwürfe oder das Herz dem Menschen?"

Das Fräulein antwortete:

„Onkel Florens, überlassen wir das den Menschen und den Herzen, die sich Vorwürfe zu machen haben.“

„Hm, Gisbertine, welcher Mensch hätte sich keine Vorwürfe zu machen?“

„Da hast Du ja selbst Deine Frage beantwortet, Onkel!“

„Ah, der Mensch mache sich selbst die Vorwürfe, meinst Du? Nun, Du kannst Recht haben. Das Gewissen ist es doch am Ende, was dem Menschen die Vorwürfe macht, und das Gewissen ist der Mensch selbst, nämlich der bessere Mensch.“

„So sagt man ja wohl.“

„Gisbertine, in Deinem Briefe, der mich hierher rief, stand, daß Du Dich sehntest, mich wiederzusehen.“

„Ich glaube, so stand darin.“

„Und so schrieb wohl die bessere Gisbertine an mich.“

„Und die schlechtere hast Du hier gefunden?“

„Gisbertine, hast Du mir noch immer nichts zu sagen?“

„Nein!“

„Von Gisbert, von Deinem —“

„Sprich den Namen nicht aus!“ fuhr das Fräulein auf, heftig, glühend roth, dann leichenblaß in dem schönen Gesichte.

„Ah", sagte der Domherr. „Ah, darf Dein Herz oder Dein Gewissen den Namen nicht hören?"

Sie zuckte die Achseln, wie verächtlich.

„Ich sagte Dir, daß ich einen Brief aus Namur von ihm hätte", fuhr der Domherr fort.

„Du sagtest es."

„Und daß er eine Schlacht erwarte."

„Ich glaube."

„Die Schlacht ist im Gange, Gisbertine."

„Hättest Du Nachrichten über sie?"

„Ja. Erinnerst Du Dich unserer westfälischen Haiden noch, Gisbertine?"

„Der Langenweile erinnert man sich lange."

„Sie haben auch ihre Unterhaltung, diese Haiden. Man sieht zum Beispiel weit und man hört auch weit auf ihnen. Und mit dem Hören auf ihnen ist es eigen man hört es tief unten und es ist doch oben. So fuhr ich gestern in der Frühe des Morgens über die Haiden zwischen dem Rhein und dem alten Münster. Da sah ich Menschen, die schon mit dem Aufgange der Sonne zur Arbeit ausgezogen waren. Aber sie arbeiteten nicht, sie lagen mit dem Ohr an der Erde und horchten in die Tiefe hinein. Es waren die Männer, die horchten. Die Frauen standen mit bleichen Gesichtern dabei und drückten die Kinder an die bebenden Herzen.

„Was habt Ihr da, Ihr Leute?“ fragte ich.

„Die Unserigen schlagen sich mit den Franzosen, Herr!“

„Wie?“

„Steigen Sie aus, so können Sie es hören.“

Ich stieg aus, ich legte mich hin wie sie und hörte den Donner der Kanonen, wie er weit hinten in dem fernen Westen aufschlug und unter der Erde fortrollte, dreißig Meilen weit in einer Minute. Und die Haide zitterte unter mir, und mein Herz zitterte mit ihr und den bebenden Frauen. All das gräßliche Morden und Jammern und Stöhnen und Beten und Fluchen und Sterben des Schlachtfeldes stand vor mir. Und auch Gisbert —“

„Onkel, höre auf!“ rief Gisbertine.

Sie bebte an seiner Seite; sie war bleich geworden wie die Frauen auf der Haide.

„Ah“, sagte der Domherr noch einmal.

Er hätte das Wort nicht sagen sollen.

Das Fräulein sprang auf, heftig noch. Sie ging auch noch ein paarmal mit hastigen Schritten durch das Gärtchen. Dann kehrte sie langsam und ruhig zu dem Domherrn zurück.

„Onkel Florens, trinkt man hier in Gesellschaft den Nachmittagskaffee?“

„O ja, beim Kurhause.“

„Führst Du mich hin? Der Onkel Steinau trinkt seinen Kaffee allein.“

Der Domherr führte sie zum Kurhause.

„Und Gisbert?“ fragte er unterwegs.

„Wir haben ja später Zeit, von ihm zu sprechen.“

Am Kurhause saßen unter schattigen Bäumen einzelne Gruppen der Gesellschaften des Bades an einzelnen Tischen beim Kaffee. Der Domherr führte das Fräulein zu seinen Bekannten. Es war jene Gesellschaft, von der sie ihm bei Tische ihre Skizzen entworfen hatte, die sie also gleichfalls schon kannte, von der sie gekannt war.

Auch der Graf Westernitz war da, der blasse Husarenlieutenant, dem die knappe Uniform so hübsch stand und der so anmuthig husten konnte.

In sein Gesicht zog Glück ein, als er das schöne Fräulein sah. Er sprang auf, ihr entgegen.

„Wie glücklich machen Sie uns, mein gnädiges Fräulein!“

„Auch Sie, Herr Graf?“

„Sie fragen!“

Er küßte ihr die Hand.

„Es freut mich“, sagte sie. „Denn ich glaube, Sie sind der einzige vernünftige Mensch hier.“

Der Lieutenant lachte.

„Mein Fräulein, dann wäre ich ja der einzige Mensch

hier; denn der Mensch ist das mit Vernunft begabte Thier."

„O weh, lieber Graf, Sie decimiren die Menschheit."

Der Graf lachte wieder.

„Ein köstlicher Witz, auf Ehre!"

„Sprechen wir von ernsten Dingen, Herr Graf."

„Gnädiges Fräulein befehlen?"

„Tanzen Sie?"

„Welche Frage!"

„Gibt es hier Bälle?"

„Leider nein."

„Landpartien?"

„Sie lassen sich arrangiren."

„Arrangiren Sie eine."

„Für heute wäre es zu spät."

„Zu morgen Nachmittag."

„Die Wahl des Ortes überlassen Sie mir, gnädiges Fräulein?"

„Ich bin hier noch völlig unbekannt."

„Ah, ich kenne hier einen reizenden, romantischen, superben Platz, versteckt zwischen hohen Bergen, durchrauscht von einem wilden Gebirgsfluß, die Dahlheimer Sägemühle."

„Kann man dort tanzen?"

„Auf einem wundervollen Rasenteppich."

aufwärts und setzte sich hinter der alten Sägemühle auf einen alten Weidenstamm, dessen Wurzeln im Wasser standen. Dort sah sie in das Wasser hinein.

Der Graf hatte ihr nicht folgen dürfen. Er kehrte aber auch nicht zum Tanze zurück. Er setzte sich auf den Platz, auf dem sie gesessen hatte, und träumte und träumte glücklich. Ein junger hübscher Gardelieutenant hat ja wohl, wenn er es auch nicht selbst erlebt hat, von schnellen Siegen über Damenherzen gehört und wie ein verliebtes Herz gern launisch wird und die Einsamkeit sucht.

Auf dem Tanzplatze fielen freilich andere Urtheile. Die Abwesenheit des Paares, das die Seele der Partie war, hatte eine gewisse Leere und Stille hervorgebracht; als der Tanz beendigt war, wollte kein zweiter beginnen. Die Herren, ein paar bausbäckige hessische Landjunker, der schmächtige Sohn der Kaufmannsfrau aus Braunschweig und so weiter, hatten nicht die Lust oder das Zeug, etwas anzufangen. Die jungen Damen saßen verdrießlich bei den Müttern.

„Das Fräulein von Aschen scheint unglücklich zu sein, Mütterchen", sagte die lange braune Comtesse Leontine Viereck zu ihrer langen, dürren Mutter.

„Sie kommt mir vor, als wenn sie eine unglückliche Liebe hätte", sagte ihre Schwester, die graue Comtesse Adelgunde.

Die Mutter der beiden jungen Damen zuckte mitleidig die Achseln.

„Dieses Fräulein Gisbertine oder Gisbertinchen ist eine eigensinnige Prise, der anstatt einer unglücklichen Liebe im Kopfe und im Herzen — wenn sie ein Herz hat — nur Launen und Capricen sitzen."

„Ach liebe Mama, dann bedaure ich den armen Grafen Westernitz; er scheint sie so innig zu lieben."

„Der Graf Westernitz, mein Kind, ist ein eitler Narr, der nur sich lieben kann."

„Aber er kann doch so reizend arrangiren."

„Unsere Herren werden es auch noch können."

So war es. Die jungen Herren aus Kassel, Braunschweig und so weiter hatten die Köpfe zusammengesteckt, Muth gefaßt, einen Galopp bestellt und flogen nun im Galopp, ihre Damen zu engagiren.

Fräulein Gisbertine von Aschen saß unterdeß auf ihrem Weidenstumpf und hatte das Ohr hinuntergeneigt zu dem Rauschen des Flusses unter ihren Füßen und das Auge emporgerichtet zu den hohen Bergen, die sich unmittelbar ihr gegenüber an der andern Seite des Flusses erhoben. Ihre Gedanken mochten ganz wo anders hin schweifen. Sie saß lange so und ihre Augen wurden trübe und ihre Brust bewegte sich.

Es nahte sich ihr Jemand.

Der Graf Westernitz hatte ihr doch folgen müssen, trotz ihres Verbotes.

„So tief in Gedanken, gnädiges Fräulein?“

„Wie Sie sehen.“

„Und darf man erfahren, was Sie beschäftigt?“

„Ich dachte darüber nach, warum wohl diesseits dieses Flusses Hessenland und drüben Westfalenland sei. Können Sie mir Auskunft darüber geben, Herr Graf?“

Der Graf sann darüber nach.

„O weh“, sagte das Fräulein. „Aber geben Sie sich keine Mühe, lieber Graf; wir lösen das Problem ein andermal. Kehren wir zu der Gesellschaft zurück, tanzen wir wieder.“

Sie erhob sich, sie nahm seinen Arm und wollte gehen.

Ein Geräusch hinter ihnen hielt sie zurück. Sie sahen sich um. Ein Wagen fuhr in die Schlucht, nicht auf der Seite von Hofgeismar her, sondern gerade auf der entgegengesetzten, von der der Fluß kam und der Weg aus dem benachbarten preußischen Westfalenlande führte.

Es war eine einspännige Bergchaise, hübsch, bequem; ein kleiner Kutscher in Livree lenkte sie; zwei Damen saßen im Fond; ein Herr saß ihnen gegenüber, er freilich nicht besonders bequem.

„Der Onkel Florens!“ rief das Fräulein Gisbertine.

„Und mit zwei jungen Damen? Und sie sind schön, seine Begleiterinnen, wenn auch die eine etwas gar zu jammervoll blaß aussieht. Aber was will er mit ihnen hier? Sie zu unserm Tanzvergnügen herführen? Hm!"

Der Domherr hatte sie gesehen; sie ging dem Wagen entgegen, mit dem Grafen.

„Werde ich nicht stören?" hatte der Graf sie gefragt.

Ihre Antwort war ihr eigenthümlich bestimmtes Nein!

Der Domherr hatte den Wagen halten lassen, war ausgestiegen und hatte die beiden Damen herausgehoben.

„Du führst uns liebenswürdige Gesellschaft zu, Onkel Florens!" sagte Fräulein Gisbertine. „Das ist reizend von Dir."

„Hm", erwiderte der Domherr, „zu Dir führe ich die Damen eigentlich nicht; ich kann Dich aber mit ihnen bekannt machen, wenn Du es wünschest."

„Ich bitte darum", mußte Fräulein Gisbertine sagen.

Welche andere Antwort mochte sie von den Lippen zurückdrängen müssen!

Und darauf stellte der Domherr gar sie zuerst seinen Begleiterinnen und dann erst diese ihr vor.

„Meine Nichte, Gisbertine von Aschen! — Mamsell Karoline Lohrmann — Madame Mahler!"

Mamsell, Madame! Dazu unbekannte Namen! Das Fräulein Gisbertine von Aschen oder, wie der Domherr sie auch wohl nannte, Dame Gisbertine wollte doch die Nase rümpfen.

„Hast Du die Kellnerin hier kennen gelernt?“ fragte der Domherr sie.

Das war dem Fräulein wohl gar zu viel.

„Ich bin nicht die Freundin von Kellnerinnen“, fuhr sie stolz heraus.

„Sie heißt Henriette Brand!“ sagte der Domherr.

„Meinetwegen!“

„Hm! Gisbertine, Du mußt sie kennen lernen. Ich führe diese Damen zu ihr. Du kannst uns begleiten.“

„Ich danke.“

„Danke nicht. Soll ich Dir sagen, warum ich diese Damen zu der Kellnerin führe?“

Fräulein Gisbertine durfte als Dame von Welt nicht nein sagen. Sie verhielt sich leidend und schweigend.

„Ich war vor ein paar Stunden schon hier“, fuhr der Domherr fort. „Wenn Du willst, in Deinem Auftrage, um Dich und Deine Gesellschaft anzumelden. Ich machte von hier meinen weitern Weg durch das Gebirge zu Fuße und mußte zu dem Zwecke mich über den Fluß setzen lassen. Dabei begegnete ich einem Offi-

tier kam und zwar unmittelbar nach einer verlorenen Schlacht. Die Unserigen haben die Schlacht verloren, Gisbertine, und sie haben, wie der Kurier mir sagte, furchtbare Verluste erlitten. Ich konnte mit dem Mann nur einige Worte wechseln, denn er hatte eilig; er mußte bei Zeiten in Kassel sein; er hatte den Umweg über die Sägemühle gemacht, um jener Kellnerin einen Brief von ihrem Bräutigam, einem Offizier Blücher's, zu überreichen und ihr von ihm zu erzählen. Das erzählte ich nun meinem liebsten Kinde, meiner Pflegetochter Karoline hier und —"

Fräulein Gisbertine mußte die Mamsell Karoline Lohrmann auf die Worte des Domherrn ansehen.

Das schöne Mädchen war einen Augenblick roth geworden, aber nicht verlegen. Die Röthe des Gesichts zeigte nur das Glück ihres Herzens und erhöhte ihre Schönheit. Sie stand mit so freiem, edlem Anstande da wie eine Fürstin und doch so natürlich, so einfach wie die Mamsell Karoline Lohrmann!

So sah Fräulein Gisbertine sie, und sie mußte zu ihr hinaufsehen; denn die Mamsell war größer als das Fräulein, eine hohe, edle Gestalt, und auch schöner war sie, zumal in ihrer einfachen, stillen, klaren Ruhe. Mit welchen Gefühlen Fräulein Gisbertine sich das Alles sagen oder nicht sagen mochte — wer kann Herz und

Nieren einer stolzen, eigensinnigen, launischen Dame ergründen? Eins mochte sie sich vielleicht sagen, daß Adel, auch alter Adel, allein es nicht thue.

„Und", fuhr der Domherr fort, „als ich der Karoline das erzählt, da hatte sie keine Ruhe mehr; ich mußte mit ihr und der Frau Mahler hierher fahren; sie mußte von der Kellnerin selbst Näheres hören, was der Bräutigam ihr geschrieben, was der Kurier ihr mitgetheilt hatte. Auch sie hat einen Bräutigam in der Blücher'schen Armee."

Indem der Domherr das sagte, sah er seine Nichte so sonderbar an.

Sie mußte die Augen niederschlagen.

„Nicht wahr, Du begleitest uns, Gisbertine?" sagte der Domherr.

„Wenn Du es erlaubst, Onkel Florens."

Sie gingen zu dem Wirthshause.

Der Graf Westernitz war ihnen gefolgt.

Der Domherr hatte keine Notiz von ihm genommen. Nur als von der Schlacht die Rede war und von den Verlobten der Mamsell Karoline und der Kellnerin, hatte er einen flüchtigen Blick auf die reizende Uniform des jungen Herrn geworfen; der Graf hatte den seinigen gesenkt, doch etwas anders als gleich nachher Fräulein Gisbertine.

Als sie bei dem Rasenplatz anlangten, bog der Graf dahin seitab.

Der Domherr hatte seinen Blick nach dem Platze gerichtet.

Er sah seinen Verwandten, den General von Steinau, in der Nähe der Tanzenden unter einem der Lindenbäume sitzen, in eifrigem Gespräche mit einem hagern Präsidenten aus Kassel, der gleichfalls zu den Badegästen von Hofgeismar gehörte.

In dem Domherrn zuckte es auf.

„Gisbertine", sagte er, „hast Du hier einen armen Menschen herumgehen sehen, lang, blaß, mit einem lahmen Fuße?"

„Nein, Onkel Florens."

„Desto besser", sagte der gutmüthige Domherr für sich.

Am Hause kam ihnen die Kellnerin entgegen. Sie war im Begriff, auf einem großen Präsentirteller Erfrischungen zu dem Tanzplatze hinauszutragen.

„He, nichts da!" trat ihr der Domherr entgegen. „Jetzt gehören Sie uns, mein liebes Kind."

„Aber die Gäste warten auf mich, gnädiger Herr."

Der Domher wußte sich zu helfen.

Drei Bediente, die mit ihren Herrschaften aus dem Bade gekommen waren, standen zur Seite. Der Bediente des Generals von Steinau war darunter.

„Friedrich!“ rief der Domherr ihn zu sich. „Er vertritt mit seinen Kameraden dort auf ein halbes Stündchen die Stelle der Kellnerin. Euer Trinkgeld bekommt Ihr von mir.“

Friedrich kannte den Verwandten seines Herrn, vielleicht auch schon dessen Kronthaler. Der Präsentirteller der Kellnerin war schon in seinen Händen.

„Und nun, meine liebe Henriette —“ sagte der Domherr.

Aber es fiel ihm plötzlich etwas Anderes ein.

„He, Kind, ist Ihr Vater noch hier?“

„Er ist auf ein Viertelstündchen fort; er wollte sich die Gegend ansehen.“

„So so! Führen Sie uns in die Laube, in der Sie mit ihm saßen.“

Die Kellnerin führte sie zu der Laube.

„Und nun — vor zwei Stunden war ein Kurier von der Armee bei Ihnen. Er brachte Ihnen einen Brief von Ihrem Bräutigam und Nachrichten von einer großen Schlacht. Sie wissen also Näheres darüber.“

„Die Unserigen“, antwortete die Kellnerin, „sind leider geschlagen und die Schlacht war sehr blutig.“

„Ja, ja, das wissen wir. Ihr Bräutigam steht bei einem westfälischen Regiment?“

„Beim fünfzehnten Landwehrregiment. Das Regiment hat sehr schwere Verluste erlitten.“

„So schreibt Ihnen Ihr Bräutigam?“

„Unmittelbar nach der Schlacht.“

„Hat er Ihnen einzelne Namen genannt?“

„Ja, Offiziere von seinem Regiment.“

„Zum Beispiel?“

Die Kellnerin mußte sich besinnen.

„Ah, Sie haben in der Aufregung die fremden Namen wohl vergessen! Hat er Ihnen nichts von einem Oberstlieutenant Friedrichs geschrieben? Der steht freilich bei einem andern Regiment.“

Durch das Gesicht der Kellnerin flog plötzlich eine Ahnung. Sie sah die drei Begleiterinnen des Domherrn eine nach der andern an.

Karoline Lohrmann war roth und blaß geworden.

„O“, rief die Kellnerin, „sind Sie die Mamsell von Ovelgönne?“

„Sie ist die Mamsell Karoline Lohrmann von Ovelgönne.“

„O Mamsell, wie freue ich mich! Sie sind der Engel der Gegend! Wie oft habe ich Ihren Namen gehört im Munde der Armuth! Ja, ja, mein Verlobter schreibt mir von Ihnen und von dem Oberstlieutenant Friedrichs, der aber Regimentscommandeur ist. Er schreibt mir nur Weniges in der Eile. So eben sei das Regiment des Herrn Friedrichs vorbeimarschirt; es sei eins der

letzten auf dem Kampfplatze gewesen; es habe entsetzlich viele Leute verloren, die Hälfte der Offiziere; der Oberstlieutenant selbst sei immer voran gewesen und mehrmals verwundet worden, aber nur leicht. Ich sollte es Ihnen sagen, Mamsell, schreibt mein Verlobter, denn er habe gehört, Herr Friedrichs sei Ihr Bräutigam."

Die Kellnerin erzählte mit dem Feuer des Glücks eines dankbaren, edlen Herzens.

„Der Bernhard Henke ist mein Jugendgespiele, Mamsell", fügte sie hinzu.

Karoline Lohrmann setzte sich in eine Ecke der Laube und weinte still.

Der Domherr aber hatte noch mehr Fragen an die Kellnerin.

„Hat Ihr Bräutigam Ihnen nicht von einem Herrn von Aschen geschrieben?"

„Nein!"

Fräulein Gisbertine schien aufzuathmen.

„Auch nicht" — Der Domherr kämpfte mit sich, er sah nach der Frau Mahler hin; das Gesicht der Frau war kreideweiß, ihre Augen starrten zu Boden, ihr Körper zitterte.

„Auch nicht von einem Hauptmann Mahlberg?"

„Er ist ja der Hauptmann meines Verlobten!" sagte die Kellnerin.

„Und?“

„Er war einer der ersten der Compagnie, die verwundet wurden. Er hatte eine Kugel in den Fuß bekommen. Man hatte ihn aus dem Gefechte getragen.“

„Und weiter?“

„Nachher hat mein Bräutigam ihn nicht wiedergesehen.“

Die Frau Mahler war auf die Bank zurückgesunken.

Karoline Lohrmann eilte zu ihr, nahm sie in ihre Arme und sprach ihr leise Worte der Aufrichtung zu.

Der Domherr suchte die Aufmerksamkeit auf Anderes zu lenken.

„Und nun, meine liebe Henriette, erzählen Sie mir, wie Ihr Bräutigam vorgestern auf dem Schlachtfelde selbst von dem alten Blücher zum Offizier ernannt worden ist. Aber lassen Sie nichts aus.“

Die Kellnerin erzählte und sie ließ in ihrem Stolze wie in ihrer Demuth nichts aus.

Als sie fertig war, küßte Karoline Lohrmann das hübsche Mädchen still.

Fräulein Gisbertine aber schien für den Augenblick sich nicht ganz mehr zurechtfinden zu können. Sie blickte so sonderbar bald auf die Mamsell Karoline Lohrmann, die einen Oberstlieutenant, einen Regimentscommandeur, bald auf die Kellnerin, die, wenn auch nur einen

Lieutenant, doch immer einen Offizier zum Bräutigam hatte. Sie kam aus Berlin, der Hauptstadt eines Militärstaats, in dem freilich nur der Offizier der Repräsentant der Armee war; sie hatte dort wahrscheinlich nur oder doch hauptsächlich in Kreisen gelebt, in denen der Offizier Alles, aber auch nur der Offizier etwas galt. Wie oft mochte sie von ihrem Onkel, dem alten General und dabei dem General der alten Schule, den Ausspruch gehört haben, nur das Porteépée mache den Mann, es mache aber alle zu Kameraden, den General wie den jüngsten Secondelieutenant! Wie oft hatte sie es selbst gesehen, daß der Lieutenant gleich dem General hoffähig war.

„Mein liebes Kind", sagte der Domherr zu der Kellnerin, „nun hätte ich eine Bitte an Sie. Zu der Partie dahinten gehöre ich mit meinen Damen nicht. Wären Sie so freundlich, uns einige Erfrischungen hierher zu besorgen?"

Die Kellnerin war schon auf dem Wege und dann flink wieder da.

„Und nun habe ich eine zweite Bitte, meine liebe Henriette", sagte der Domherr; „für die halbe Stunde, die wir noch hier verweilen, gehören Sie uns ganz. Sie und meine liebe Karoline, Ihr erzählt Euch von Euren Verlobten, die beide ein paar so tapfere Offiziere sind, und stoßt an auf ihre baldige glückliche und ruhmvolle

Rückkehr. Und auch die Frau Mahler wird mit Euch anstoßen und Ihr mit ihr. Und — ah, Gisbertine, wirst Du auch von unserer Partie sein oder ziehst Du die Tanzpartie dahinten vor?"

Das war eine überraschende Frage und schien eine sonderbare Alternative für Gisbertine zu enthalten. Aber sie mußte sich schnell entscheiden und sie konnte es.

„Du erlaubtest mir ja schon vorhin, Onkel Florens, Dich zu begleiten."

„So stoßt an, Kinder! Stoßt an! Der liebe Gott wolle — Solch ein Gläserklang ist auch ein Gebet zum Himmel und manchmal ein recht inbrünstiges und sicher Gott wohlgefälliges. Und so wolle er ihn denn auch jetzt anhören und die zitternden Wünsche Eurer Herzen, die darin wie Orgelklang zu ihm emporsteigen!"

Sie stießen an, nicht jubelnd, nicht laut. Aber auch die leisen, bebenden Töne stiegen zum Himmel empor wie leise und desto innigere Gebete.

„Erzählt Euch, erzählt Euch! Ich bin gleich wieder bei Euch!" sagte der Domherr dann plötzlich, und er sprach es mit einer Angst, die er kaum vor den mit sich voll beschäftigten Frauenherzen verbergen konnte.

Seine lebhaften Augen hatten zwei Personen gesehen, die von verschiedenen Seiten her auf die Laube zukamen.

Aus der Tiefe der Schlucht kam der lahme Schullehrer Hausmann.

Von dem Tanzplatze her nahte sich auf seinen zwei Krücken der General von Steinau.

„Die dürfen einander nicht sehen", sagte sich der Domherr. „Wenigstens heute nicht. Mein Vetter Steinau wird sich auch die Strafe noch einmal verdienen. Die Krücken hat er sich an dem armen Menschen da schon verdient, vor langen Jahren. Die Strafe ist spät gekommen, aber sie kommt immer."

Er ging dem General entgegen.

„Ich komme zu Ihnen, Vetter Steinau. Bleiben Sie. Das Gehen wird Ihnen sauer."

„Ich wollte doch sehen, was für schöne Damen mein geistlicher Vetter bei sich hat."

„Lauter Offiziersfrauen, Vetter Steinau, eigentlich Frauen und Bräute."

„Ei, ei, Vetter Aschen!"

„Und die Männer und Bräutigame sind alle in der preußischen Armee, alle Kameraden Eurer Excellenz!"

„Aber sehe ich nicht auch die Kellnerin dort?"

„Auch die, Vetter Steinau!"

Der General hatte noch immer Miene gemacht, nach der Laube zu gehen. Jetzt stand er. Sein Gesicht verfinsterte sich.

Er kehrte um.

„Hätte er da nicht schon die Strafe verdient?“ fragte sich der Domherr.

„Ich begleite Sie, Vetter Steinau“, sagte er; „ich muß Ihnen doch die militärischen Familiengeschichten erzählen.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht“, sagte kalt der General.

„Ich hoffe, es wird auch Sie interessiren, Vetter Steinau. Da ist zuerst unsere gemeinschaftliche Nichte Gisbertine. Nun, deren Schicksale kennen Sie.“

Der General brummte etwas vor sich hin.

„Dann kommt“, fuhr der Domherr fort, „eine Mamsell Lohrmann. Sie hat ein Lehnschulzengut hier in der Gegend, ist wohl situirt. Ihr Bräutigam wird Ihnen bekannt sein, Vetter Steinau. Es ist der Oberstlieutenant Friedrichs; er commandirt ein Regiment —“.

„Ein Landwehrregiment!“ fuhr der General auf und schritt auf seinen Krücken so hastig voran, daß der Domherr mit seinen gesunden Beinen ihm kaum folgen konnte.

„Ah, ah“, sagte der Domherr für sich, aber doch laut genug, „kommt das jetzt schon?“

„Was käme schon?“ fragte der General.

„Hm, Vetter Steinau, Sie kennen doch den „Fiesko“ vom seligen Schiller?“

„Ich habe das Stück aufführen sehen.“

„Darin kommt ein Mohr vor, der gehen kann, nachdem er seine Schuldigkeit gethan hat!"

„Von Rechtswegen."

„Aber von Klugheitswegen jagt man den Mohren nicht fort, der mitten in seiner Arbeit steckt."

„Vetter Aschen, wir wären auch ohne die Landwehr fertig geworden."

„So?"

„Ja! Jetzt freilich darf man das noch kaum aussprechen. Die Landwehren, die Landwehren! Das ist ja das Wort des Tages. Die Landwehr ist der Inbegriff alles Muthes, aller Tapferkeit, alles Sieges, alles Ruhms. Sie kennen ja den Satz eines neuern Philosophen — Sie sind ein studirter Mann — wenn der Wahnsinn epidemisch wird, so heißt er Vernunft. Aber eine spätere Zeit, schon die nächste Zeit nach uns, die Geschichte wird es an den Tag bringen, daß die Landwehr eine Erfindung ist, welche die Armee, den Staat, das Königthum ruiniren muß."

„Die Fälschung der Geschichte, Vetter Steinau!" sagte der Domherr.

„Gefälscht wird die Geschichte nur von den Zeitgenossen, Vetter Aschen!"

„Von Jedem, der Interesse bei der Fälschung hat, Vetter Steinau."

„Und wer sollte ein Interesse bei jener Fälschung haben?"

„Was Sie die Armee, den Staat, das Königthum nennen. Wir andern Leute nennen es Junkerthum und Lieutenantsthum."

„Hm, Ihr zähen Westfalen seid nun einmal in dieser Ansicht unverbesserlich."

„Weil wir das freie Bürgerthum lieben."

„Das sagen Sie als Edelmann, als Mitglied jenes alten stolzen Adels der rothen Erde, der im Grunde seines Herzens unsern preußischen Adel tief verachtet?"

„Gerade darum, Vetter Steinau!"

„Streiten wir nicht weiter darüber. Ich weiß, Sie haben ja immer diese republikanischen Ideen."

Der Domherr schwieg, aber er sah sich um nach der Gegend, aus welcher er vorher den Schullehrer hatte kommen sehen. Er sah ihn in der Nähe der Laube stehen, in der die Frauen waren.

„Er muß seine Strafe haben!" glitt es leise über die Lippen des Domherrn.

„Vetter Steinau", sagte er laut, „streiten wollen wir nicht; aber belehren Sie mich, was Sie denn eigentlich gegen die Landwehr haben, was sonst, als daß der freie Bürger und Bauer nicht mehr gedrillt werden kann wie der Liniensoldat?"

„Drillen?“ rief der General. „Das ist auch eins der Schlagwörter der Zeit. Aber die Wahrheit haben Sie getroffen. Ein freier Bürger und Bauersmann und der soldatische Gehorsam, sie passen nicht zusammen, das ist es gerade; das habe ich in der Commission, die über die Reform des Heeres vom Könige eingesetzt wurde, so oft geltend gemacht, aber da war der phantastische Scharnhorst — nun, er ist todt, und er ist den Tod des Helden auf dem Felde der Ehre gestorben, und im Grunde war der Landwehrgedanke nicht von ihm ausgegangen; er war nur inficirt von jenem Civilisten, dem Schwärmer, der jetzt Major oder gar Oberstlieutenant und Regimentscommandeur ist.“

„Dem Friedrichs?“ sagte der Domherr.

„Von wem anders?“

„Ah, ah, meine liebe Karoline! Vetter Steinau, gehen wir zu jener Laube. Gisbertine wird sich bei den Landwehrfrauen ennuyiren. Befreien wir sie.“

Der General kehrte mit dem Domherrn um. Sie mußten, um zu der Laube zu gelangen, nahe an dem lahmen Schullehrer Hausmann vorbei. Wenigstens einer von den Beiden, entweder der General oder der Schulmeister, mußte den Andern erkennen.

„Hm, Vetter Steinau“, sagte der Domherr, „wie lange dienen Sie schon?“

„Seit vierzig Jahren. Ich trat mit dreizehn Jahren als Junker in die Armee.“

„Die gewöhnliche Offiizerscarrière der damaligen Zeit. Sie ist jetzt anders.“

„Man kommt jetzt in ein Cadettenhaus.“

„Es ist seit jenen vierzig Jahren überhaupt wohl Manches anders geworden, Vetter Steinau.“

„Aber nicht immer besser.“

„Doch menschlicher!“

„Menschlicher? Man war auch damals menschlich.“

„Hm, wenn man zum Beispiel einem armen Rekruten, einem großen hübschen Burschen, weil er nicht —“

Sie waren nahe bei der Laube, nahe bei dem ehemaligen hübschen großen Rekruten, von dem der Domherr sprach und sprechen wollte.

Aber er konnte es nicht mehr. Er konnte dem alten lahmen, tapfern Krieger, der auf den zwei Krücken mühsam neben ihm herging, nicht wehe thun. Sein gutes Herz konnte wohl überhaupt nicht wehe thun, wenn es nicht nothwendig sein mußte.

„Vetter Steinau“, sagte er, „kehren wir doch lieber um. Gisbertine möchte wohl heute nicht mehr tanzen wollen, nach den neuesten Nachrichten, die sie dort vom Kriegsschauplatze erhält.“

„Wie, vom Kriegsschauplatze?“ rief der General.

„Freilich! Gerade vor zwei Stunden war ein Kurier, der gestern Abend aus dem Blücher'schen Hauptquartier abgegangen war, hier bei —"

„Vetter Aschen!" rief der General. „Und das erfahre ich jetzt erst?"

„Ich wollte es Ihnen schon früher sagen, Vetter Steinau. Aber wir kamen durch die Landwehr davon ab."

„Erzählen Sie!"

Der Domherr theilte dem General mit, wie der alte Blücher den Kurier abgeschickt hatte und was dieser an der Sägemühle erzählt hatte, auch von dem Kellner und der Kellnerin.

Die Erzählung machte aber auf den General nicht den Eindruck, den der Domherr von ihr erwartet oder vielleicht auch nicht erwartet hatte.

„Vetter Aschen", sagte der General, „ich habe eine Bitte an Sie."

„Sie wäre, Vetter Steinau?"

„Sprechen wir zu Niemand davon, daß die Person, die Kellnerin, einen preußischen Offizier zum Bräutigam hat."

„Sie haben Recht", erwiderte der Domherr. „Es chützt das Mädchen gegen überlästige Neugierde."

Dann aber sah man dem geistlichen Herrn doch an,

wie es ihn innerlich wurmte, wie das Herz sich ihm krümmte. Er mußte sich wieder nach dem lahmen Schullehrer umsehen. Aber —

„Nein, nein!“ sagte sich der Domherr noch einmal. „Diese verlorene Schlacht drückte ihn ohnehin genug. Fängt er aber noch einmal an, dann —“

Der General fing noch einmal an. Die verlorene Schlacht drückte ihn gar zu sehr.

„Also der alte Blücher hat retiriren müssen! Das ist ein schwerer Jammer.“

„Ja, Vetter Steinau, und der alte Herr war noch mitten auf der Retirade, als der Kurier ihn verließ.“

„Es ist ein großes Unglück für die Armee, Vetter Aschen!“

„Gewiß! Aber warum fingen wir diesen Krieg an?“

„Was, Vetter?“ rief der General.

„Wozu dieser Krieg, meine ich, Vetter Steinau. Die Feldzüge von 1813 und 1814 mußten sein, sie haben Deutschland von dem Joche der französischen Fremdherrschaft befreit. Aber dieser gegenwärtige Heereszug nach Frankreich, was geht der die deutsche Freiheit, das deutsche Volk an? Gar nichts. Das Blut, das jetzt jenseits des Rheins vergossen wird, das strömt nur einerseits für das Interesse der Engländer, die ein Frankreich unter einem Napoleon, aber niemals unter den Bour-

bonen zu fürchten haben, und andererseits für Interessen, die gerade gegen das Volk gerichtet sind; in erster Linie gegen das französische Volk, das von einem Regiment der Bourbonen nichts mehr wissen will und nichts mehr wissen kann; in zweiter — hm, Vetter Steinau, ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, sie trifft ja mich ebenso wohl wie Sie. Napoleon wird jetzt nie wieder daran denken, seine Herrschaft noch einmal über den Rhein tragen zu wollen; aber er und das neufranzösische Wesen sind der Feind, der Tod aller Privilegien, durch die das Volk gedrückt und niedergehalten wird, und absonderlich unserer Adelsprivilegien, die von den Bourbonen ebenso sehr geschützt werden. Soll ich es Ihnen noch deutlicher machen, wofür jetzt gekämpft wird, wofür der alte Blücher gestern geschlagen ist?"

„Er wird heute wieder gesiegt haben", rief der General.

„Hoffentlich morgen, Vetter Steinau, denn heute ist Waffenruhe."

„Sie wünschen uns also doch den Sieg?"

„Alle Wetter, Vetter Steinau! Der Krieg ist einmal angefangen, darum müssen wir siegen. Aber warum hat man ihn angefangen? Es war zwar kein Verbrechen, aber eine Verblendung, und freilich ist diese Verblendung von demselben Volke ausgegangen, das nun gegen sich

selbst kämpft. Ja, Vetter Steinau, gegen sich selbst, für den Adel, das Junkerthum, die Aristokratie."

Für das Königthum, Vetter Aschen", sagte der General.

„Das wird den Leuten vorgeredet, Vetter Steinau. Das Königthum ist für sich allein nichts; es muß von irgend etwas getragen werden. Es gab eine Zeit, wo es blos von der Idee getragen werden konnte; die Zeit ist vorüber; es war die Idee des Gottesgnadenthums; der Kaiser Napoleon, der Könige ein- und absetzte wie Dorfschulzen, hat sie zuletzt vollständig und für immer zu Grabe getragen. Da kann das Königthum sich nur noch entweder auf das Volk oder auf einzelne privilegirte Klassen oder Kasten, die nicht im Volke stehen wollen, auf die Aristokratie stützen. Die Aristokratie aber ist eben vermöge ihres Begriffs, den ich angab, der größte Feind des Volkes. Wollen Sie noch mein Ergo, Vetter Steinau?"

„Hm, Vetter Aschen", sagte der General, „Sie sprechen heute verzweifelt gelehrt. Nun kommen Sie gar mit Latein. Da hört das Disputiren für einen alten Soldaten auf. Und da kommt auch Gisbertine aus der Laube. Begleiten wir sie zu dem Rasenplatze dort."

„Zum Tanzplatze, Vetter Steinau? Heute?"

„Es wäre freilich besser, wenn sie heute nicht mehr tanzte", meinte der General.

Aber gegen die Nichte diese Meinung laut werden zu lassen, wagte er nicht.

Die schöne Gisbertine kam nachdenklich aus der Laube zu den beiden alten Herren.

„Wohin, Gisbertine?" fragte der Domherr sie.

„Zum Tanze."

Sie sprach es ganz in jener halb kecken, halb gleichgültigen und nachlässigen Weise, die sie so sehr liebte.

„Ich wünsche Dir viel Vergnügen", sagte der Domherr.

Er wollte zu den Frauen in der Laube zurückkehren.

„Einen Augenblick, Onkel Florens!" hielt ihn Gisbertine zurück. Er blieb.

Von dem Tanzplatze her kam der schöne Gardelieutenant Graf Westernitz; er hatte das schöne Fräulein aus der Laube zurückkommen sehen.

„Kann ich endlich wieder das Glück haben, gnädiges Fräulein?" bot er ihr seinen Arm an.

Sie sah ihn verwundert an, als wenn sie ihn zum ersten Male in ihrem Leben sähe.

„Wie? Ich sehe die preußische Uniform hier und nicht vor dem Feinde?"

Der Offizier warf einen Blick auf die Uniform des

Generals. Er wagte aber nicht, das auszusprechen, was er damit sagen wollte.

Der General sagte es.

„Du siehst ja auch mich hier in dieser Uniform, Gisbertine!"

„Auf zwei Krücken!" rief das Fräulein.

Der Graf Westernitz verbeugte sich schweigend und ging.

Der General runzelte die Stirn.

„Du hast einen Offizier der Armee beschimpft!"

„Lieber Onkel", sagte Gisbertine, „es würde Dir keine Freude machen, wenn wir noch länger hier blieben?"

„Wahrlich nicht!"

„Dürfte ich Dich dann bitten, unsern Wagen zu bestellen? Der Graf Westernitz soll morgen seine Genugthuung haben."

Der gehorsame Onkel ging, den Wagen zu bestellen.

Gisbertine konnte sich nicht länger mehr halten.

„Komm, komm, Onkel Florens!" rief sie. „Eilen wir!"

Sie sprach es mit so sonderbarer Stimme.

Der Domherr wollte sie darauf ansehen.

Sie stürzte vor ihm fort, hinten nach einer dichten Laube.

Er folgte ihr.

Hinter den verbergenden Zweigen und Blättern um-